

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Postgebühr 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,00 Mark.

Stuttgart den 15. November 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zunbelt), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Arbeiterinnen, aufgewacht! — Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Nürnberger Arbeiterinnen. Von Helene Grünberg. — Über Schulgesundheitspflege. V. Von Dr. Jabel. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Der niederrheinische sozialdemokratische Parteitag. — Halbjahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Magdeburg und Umgebung. — Die Genossinnen und die Kommunalangelegenheiten. — Politische Rundschau. Von G. L. — Gewerkschaftliche Rundschau. Notizen: Der Kampf in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. Feuilleton: Revolution. Von Otto Krille. (Gedicht.) — Trichter. Von Ada Christen. (Fortf.)

Arbeiterinnen, aufgewacht!

Arbeiterinnen, aufgewacht! so rufen Mühen und Leiden, Bedürfnisse und Wünsche den Frauen und Mädchen zu, welche in Fabrik, Werkstatt und ärmlichem Heim, im Kontor und Laden ihr Brot verdienen. Verdienen, gewiß, aber oft nicht erhalten, es häufig genug nicht bloß im Schweiß ihres Angesichts essen, sondern mit Tränen gewürzt, welche die Not erpreßt. Arbeiterinnenlos ist heutigentags ja stets ein hartes Los und schlimmer noch, ist vielfach ein tieftrauriges Los. Arbeiterinnenlöhne — es ist „gerichtsnotorisch“ — sind häufig eine Anwartschaft auf chronisches Hungerleiden oder eine Prämie auf die Prostitution. Nicht bloß trockene Zähne und wissenschaftliche Feststellungen über Berufskrankheiten, frühzeitige Wellen und Altern, nein, die Gesichter und Gestalten der lebendigen Menschen erzählen von der schädlichen Länge der Arbeitszeit, von der Überanstrengung der Kräfte, von den Sorgen und Entbehrungen der ausgebeuteten Proletarierinnen. Und es geht wohl kaum ein Tag vorüber, an dem diese nicht bitter empfinden, was ihnen an Gesundheit geraubt, an Bildung und Lebensglück vorenthalten wird.

Arbeiterinnen aufgewacht! Des Lebens Not lehre euch statt beten, denken und kämpfen. Kämpfen gegen den Feind, der euch knechtet und mit hundertfachem Leid überschüttet. Dieser Feind ist die kapitalistische Ausbeutung. Als Arme, Schwache sind ihr die Arbeiterinnen ausgeliefert. Sie können die Mittel für ihren Lebensunterhalt nicht aus einem Geldsack schöpfen, den Erbschaft, ein anderer Glücksfall oder die Arbeit von Nebenmenschen füllt. Sie selbst müssen arbeiten, erwerben, um leben zu können. Die heutige Ordnung der Dinge aber verwehrt ihnen, als freie Arbeiterinnen im Interesse der Gesamtheit und zu eigenem Nutzen tätig zu sein. Sie zwingt sie vielmehr, als Lohnsklavinnen für fremden Reichtum zu schaffen. Nur lärgliche Brotsamen von dem Ertrag ihres Mühsens und Bladens werden ihnen in Gestalt des Lohnes gewährt. Die Unternehmer säckeln den Löwenanteil der Hervorquellen, die unter ihren fleißigen, sinken Fingern hervorquillen. Der Kapitalist, welcher die Proletarierinnen arbeiten läßt, vermag in einer fürstlichen Wohnung von kostbarem Geschirr die nährenstien und ledersten Gerichte zu schmausen; er kann sich an allem Schönen und Großen bilden und erquicken, was Natur und Kultur bieten. Ihm ist die Welt und ihre Herrlichkeit untertan, auch wenn er selbst nicht einmal mehr die Arbeit des Couponschneidens verrichtet. Die Arbeiterin dagegen muß mit einem Dachlammchen, mit einer Hof- oder Kellerwohnung fürlieb nehmen, wo sie nur zu oft frierend, von Überanstrengung gebrochen vor leeren Tellern sitzt. Und ihre Armut, dem Cherub mit flammendem Schwerte gleich, verwehrt ihr den Eintritt in das Paradies ungetrübten Naturgenusses, der Wissenschaft und Kunst.

Arbeiterinnen aufgewacht! Gegen diesen Stand der Dinge gilt es zu kämpfen. Ihr könnt das, wenn ihr nur wißt und wollt. Erkennt nicht bloß euren Feind, merdet euch auch über die Waffen klar, mittels deren ihr euch seiner erwehren müßt. Eine unentbehrliche Waffe im Kampfe um euer Brot, eure Bildung, euer Lebensglück — in einem Worte: um euer Menschenrecht ist die Organisation. Indem sie ohne Unterschied des Geschlechtes alle zusammenfaßt, die in einem Berufe ausgebeutet werden, setzt sie hinter die Schwäche der

einzelnen Arbeiterin die Kraft einer festgeschlossenen Vielheit. Und diese festgeschlossene Vielheit ist es, welche für ihre Glieder den Kampf um bessere Arbeitsbedingungen gegen das ausbeutende Unternehmertum aufnimmt. Sie vermag zu erziehen, was die einzelnen durchzusehen außerstande sind. So wird sie zum festen Bollwerk, das die Arbeiterinnen gegen die Wut der nimmermatten kapitalistischen Ausbeutung schützt. Von ihr gestützt und getragen, vermögen diese bessere Arbeitsbedingungen zu erringen: höhere Entlohnung, Verkürzung der Arbeitszeit, Rücksicht auf Gesundheit und Leben, achtungsvolle Behandlung, kurz Abschlagszahlungen auf eine freie und glückliche Existenz. Die Gewerkschaftsorganisation gibt der erwerbenden Proletarierin zusammen mit der Macht, die Wissen bringt, das Wissen, welches Macht verleiht. Sie vermittelt ihr Kenntnisse, die sie über ihre Lage aufklären, sie erzieht ihren Geist und ihren Charakter durch die Mitarbeit in einer Gemeinschaft, in der der Grundsatz gilt: gleiche Rechte und gleiche Pflichten für alle. So hebt sie die Arbeiterin nicht bloß persönlich in geistiger und sittlicher Beziehung, sondern sie befähigt sie auch, mit klaren Blicken ihre eigenen Interessen zu erkennen, mit festem Willen sie zu verteidigen. So ist die Gewerkschaft für die Schwachen, der Rückständigste preisgegebenen Arbeiterinnen, Machtmittel und Erzieherin zugleich.

Aber sie ist ihnen noch mehr. Sie hat die Aufgabe übernommen, welche dank der kapitalistischen Auswucherung des Menschen durch den Menschen die proletarische Familie nicht mehr an ihren Angehörigen zu erfüllen vermag. Durch ihre Unterstüßungs- und Hilfseinrichtungen sucht die Gewerkschaft von ihren Mitgliedern die schwarze Not fernzuhalten. Nicht bloß die streikende, ausgeperzte oder sonst gemahregelte Lohnsklavin ist des Beistandes der Organisation sicher, auch die kranke, die arbeitslose, die übervorteilte oder an ihrer Ehre gekränkte Arbeiterin. Und dieser Beistand lindert nicht nur die Leiden der bestimmten Notstände, für die er vorgesehen ist, er dient einem noch wichtigeren Zwecke. Er verhindert, daß die ausgebeuteten Frauen und Mädchen in schweren Tagen dem Stumpfsinn, der Mutlosigkeit, ja vielleicht dem Laster verfallen, daß sie zu Verräterinnen an ihren eigenen Interessen und denen ihrer Schwestern und Brüder werden. Der Hunger ist ein gar brutaler Geselle und übler Berater. Indem die Gewerkschaft ihn von der Schwelle der organisierten Arbeiterin scheidet, indem sie dieser in bösen Lebenslagen mit Rat und Tat treu zur Seite steht, bewahrt sie sie vor der Versuchung und dem Zwange der Not, Brot um jeden Preis und unter den schimpflichsten und schädlichsten Bedingungen zu erwerben. Damit erhält sie Tausenden und Tausenden den Mut und die Kraft, sich gegen die Fuchtel der Ausbeutung aufzulehnen, und bewahrt viele vor dem Sturz ins Lumpenproletariat.

Jedoch nicht allein als Schützerin, Erzieherin und Helferin naht die Gewerkschaft den Arbeiterinnen, auch als Freudebringerin. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, es ist ein tiefes Bedürfnis seiner Natur, mit Fröhlichen fröhlich zu sein, die von Arbeit und Kampf oft zum Zerreißen gespannten Nerven im Genuß ruhen und sich kräftigen zu lassen. Die Organisation bereitet daher den Arbeiterinnen lichte Stunden der Geselligkeit und des Lebensgenusses, in die sie Geist vom besten Geiste unserer Zeit zu legen bemüht ist, Stunden, welche die Sinne veredeln, die Gedanken anregen, das Herz erwärmen, den Willen stählen. Und sie erhöht den Wert der Freude, zu der sie ruft, durch die Gemeinschaft, in der diese genossen wird. Wie aus den „sauren Wochen“ der Lebensnot und des Kampfes, so erwächst auch aus den Stunden „froher Feste“ für die Arbeiterinnen das erquickende und hebende Bewußtsein, daß sie nicht willenlos vom Wirbelsturm der kapitalistischen Ordnung verwehte Blätter sind, daß sie vielmehr unter den weitreichenden Zweigen der modernen Arbeiterbewegung in einer Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern stehen, für welche die Lösung gilt: Einer für alle, alle für einen!

Arbeiterinnen, aufgewacht! Ergreift die mit löstlichen Gaben gefüllte, starke und treue Hand, welche die Organisation euch entgegenstreckt. Erringt mit ihrer Hilfe Arbeits-

bedingungen, auf denen sich für euch eine Existenz aufbaut, in deren Dunkel hin und wieder auch Sonnenstrahlen fallen. Vernt in der Gewerkschaft und durch ihr Wirken, daß ihr über die Grenzen der Berufsgenossenschaft und ihre unschätzbare Arbeit zur Milderung der kapitalistischen Ausbeutung den Blick hinausrichten müßt auf die große Gesamtheit des Proletariats und seinen Kampf für die Verschmutterung der menschenvernichtenden kapitalistischen Herrschaft. Aus dem Ringen um des Leibes und der Seele Notdurft in der Gegenwart erwache euch die Erkenntnis und Kraft zum gewaltigen Kampfe für volle Freiheit und volles Glück in der Zukunft. Denn wenn irgend welche Glieder der Gesellschaft auf dem Boden der kapitalistischen Ordnung es sich nicht wohl sein lassen, nicht Hütten bauen können, so sind es die Proletarierinnen. Mit überzeugender Berebbarkeit predigen das die Tatsachen, die unsere Leserinnen an anderer Stelle über die Arbeitsverhältnisse der Nürnberger Arbeiterinnen finden. Aber die ernste Mahnung, die sich davon löst, gilt nicht bloß für die Lohnsklavinnen in Nürnberg. Überall, wo das Kapital gewissen- und erbarmungslos die Fronpeitsche über Proletarierinnen schwingt, ruft sie diesen zu: Arbeiterinnen, gedenket eures lebendigen Menschentums. Laßt euch nicht widerstandslos durch die Macht des Reichtums knechten. Organisiert euch, auf daß eure Ketten gelockert werden und eines Tages ganz fallen. Arbeiterinnen, aufgewacht!

Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Nürnberger Arbeiterinnen.

Die Arbeiterinnen sind in dieser besten aller Welten nirgends auf Rosen gebettet. Aber doch gibt es Unterschiede in der Traurigkeit ihrer Lage. Und Nürnberg darf den „Nuhm“ beanspruchen, daß hier die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen besonders jämmerliche sind. Die meisten Arbeiterinnen sind nicht ohne Schuld daran. Mit einer Hoffnungslosigkeit, die zum Stumpfsinn geworden ist, haben sie sich in ihr bitteres Schicksal ergeben. Müde an Körper und Geist schleppen sie ihre Tage dahin, ohne darüber nachzudenken, wie sie ihr Los verbessern könnten, ohne zu hoffen, daß auch für sie das Morgenrot einer neuen, glücklicheren Zeit heraufdämmert. Von 22000 Frauen und Mädchen, welche in Nürnberg dem Kapital dienen, sind rund 2000 gewerkschaftlich organisiert. Wenn man freilich weiß, wie diese Tausende leben oder richtiger vegetieren, dann wird das alles begreiflich, womit nicht etwa gesagt werden soll, daß es nicht anders sein könnte und müßte. Kümmerliche Ernährung — die unvermeidliche Folge einer spottniedrigen Entlohnung —, eine übermäßige Anstrengung im Dienste des Broterwerbes und der Familie zehren an den leiblichen und geistigen Kräften der ausgebeuteten Frauen und Mädchen und machen sie stumpf und süßsam ihrem eigenen Geschick gegenüber.

Die 22000 Arbeiterinnen verteilen sich auf die verschiedensten Industriezweige und innerhalb derselben auf so ziemlich alle Beschäftigungsarten. In fast allen Erzeugnissen der Nürnberger Industrie steckt Frauenarbeit. Nicht nur, daß Frauen- und Mädchenhände waschen und bügeln, spinnen und weben, Möbel- und Goldposamenten fabrizieren, die Nadel führen, um Wäsche, Kleider und Damenputz anzufertigen, sie regen sich auch siederhaft in den Schuh- und Schäftefabriken; sie werden bei der Herstellung der ledernen Waren in Konditoreien, Lebküchlereien, Zucker- und Schokoladefabriken verwendet; sie handhaben Kollben, Hammer, Zelle und Säge. In der Metall- und Spielwarenindustrie pressen, gießen und löten Arbeiterinnen das Metall, sie polieren und lackieren die Ware, richten sie für den Versand her und verpacken sie. Beschneiderinnen, Zurechterinnen, Einfüllerinnen und Brämerinnen werden in der Feingoldschlägerei beschäftigt. Die Frauenarbeit spielt in der Metallschlägerei, Schleiferei und poliererei eine Rolle. Und in der Reißzeugindustrie, die so minutiöse, feinste Arbeit erfordert, sind nicht weniger als zehn verschiedene Arbeiterinnenkategorien tätig. Die Buch- und Steindruckereien nähren die weibliche Arbeitskraft aus, ebenso die Buchbindereien, Kunststanfalten, die Holzindustriearbeiterinnen und die Portefeuillebranche. Die Polykartonagefabrikation der Borte, feuilletterbrante. Die Holzindustrie hat Bleistiftarbeiterinnen, Drechslerinnen, Kammacherinnen, Bürsten- und Pinselarbeiterinnen. Die Frauenarbeit ist in die Gewerbe der Tapezierer, Maler und Lackierer eingebracht, sie hat in den Zelluloid-, Papier- und Tintenfabriken, bei der Zigarrenfabrikation einen großen Umfang angenommen. Eine stattliche Zahl weiblicher Angestellter geht im Handel dem Broterwerb nach,

Die meisten der 22000, die mit ihrer Hände Fleiß schaffen, was dem Bedürfnis oder dem Luxus dient, was nützt und erfreut, haben Wochenlöhne von 6 bis 9 M., nur eine geringe Anzahl von ihnen bringt es auf 10 M., und darüber. Es ist eine furchtbare Tatsache, daß der Durchschnittsverdienst der erwachsenen Arbeiterinnen hinter dem ortsüblichen Tagelohn zurückbleibt. Er beträgt 9 M. wöchentlich, während der ortsübliche Tagelohn für erwachsene weibliche Arbeiter auf 1,70 Mark angelegt ist, das ist 10,20 M. pro Woche.

Aber 15 M. Wochenlohn können nur drei Arbeiterinnenkategorien erzielen: die Stepperinnen der Schuhindustrie, deren Verdienst 15 bis 16 M. beträgt; die Polierinnen in der Metall- und Spielwarenindustrie, die es auf einen Höchstlohn von 17 M. bringen können; die Bleistiftleimerinnen. Letztere allerdings nur in einer einzigen Fabrik, wo ihr wöchentlicher Verdienst sich auf 18 bis 20 M. stellt, während er in anderen Betrieben nur 12 bis 14 M. beträgt. Höchstlöhne von 15 M. verdienen die Presserinnen, Lötnerinnen und Lackiererinnen in der Metall- und Spielwarenindustrie zu verdienen, die Metallschleiferinnen und polierinnen, die Damenschneiderinnen und Arbeiterinnen in der Gold- und Silberwarenmanufaktur.

Aber bei diesem guten Verdienst darf mancherlei nicht vergessen werden. Die Damenschneiderinnen erringen ihre 15 M. in geradezu unbegrenzter Arbeitszeit. Die Stepperinnen ziehen sich fast ausnahmslos Unterleibsleiden zu. Das Bleistiftleimen ist eigentlich Männerarbeit, aberanstrengt die Kräfte der Frauen und zerrüttet ihre Gesundheit. Wollen die betreffenden Arbeiterinnen nicht binnen kurzem siech und leistungsunfähig werden, so müssen sie verhältnismäßig kräftig essen, und damit gehen die Mark drauf, die sie vor anderen Lohnsklavinnen voraus haben. Auch die Polierinnen und Lackiererinnen in der Metallindustrie haben sehr gesundheitsschädliche Beschäftigungen. Die einen leiden häufig an Erkrankungen der Atmungsorgane, und zwar infolge des Staubes und Schmutzes, der durch die Verwendung von Wiener Kalk und Stearin beim Polieren entsteht. Die anderen müssen in überhitzter Temperatur schaffen, die Ausdünstungen von Spiritus, von Öl- und Lackfarben einatmen. Schlechte, oft miserable Ventilationsverhältnisse verschärfen für beide Arbeiterinnenarten die gesundheitlichen Gefahren. Und die Metallpresserinnen? Sie sind für ihre 15 M., die sich für viele auf 7 M. verringern, stets mit dem Verlust von Fingergliedern bedroht, weil an den Pressen Schutzeinrichtungen fehlen und überhaupt schwer anzubringen sein sollen. 90 von 100 Presserinnen haben infolge von Betriebsunfällen verstümmelte Hände. Der „Segen“ der Arbeit! Den Arbeiterinnen der Verlust von Gesundheit und Gliedmaßen, den Unternehmern der Profit!

Wir sehen von der großen Zahl der Arbeiterinnen ab, deren Wochenverdienst zwischen 7 und 11, höchstens 12 M. schwankt. Sie verteilen sich auf fast alle Industrien und sind bei der Metallverarbeitung wie in der Holzindustrie, in den graphischen Gewerben wie in der Zuckerwarenindustrie zu finden. Dagegen müssen wir die Arbeiterinnenkategorien erwähnen, die noch unter 7 M. verdienen, also täglich für ihren gesamten Lebensbedarf noch nicht 1 M. verausgaben können. Auf die Siegespalme als Hungerkünstlerinnen haben sicherlich die Kartonnagearbeiterinnen Anspruch, die mit Wochenlöhnen von 3,5 und 6 M. abgespeist werden. Und das für 65stündige Arbeitszeit, die oft in den scheußlichsten Buden verrichtet werden muß, die von Schmutz starren, jugig, lichtlos und kalt sind. Ja mehr noch: viele Frauen und Mädchen müssen über Stunden schaffen, müssen daheim Sonntags- und Nachtarbeit leisten, um die elenden 5 oder 6 M. zu verdienen. Sehr oft helfen zarte Kinderfinger den Verdienst durch Heimarbeit vergrößern und — die Lohnsäge drücken. Manche Reißzeug- und viele Wärfenarbeiterinnen müssen sich mit 5 M. Wochenverdienst begnügen. Daß die kapitalistische Fron kein Zuckerlecken sei, erfahren die Zuckerwarenarbeiterinnen, die am Wochenschluß 6 M. heimbringen. In den Oblatenfabriken wird den Frauen und Mädchen der Lohn, der im Höchstfall 7,20 M. beträgt, häufig durch Abzüge für „fehlerhafte Arbeit“ verkürzt, obgleich diese verwendet wird: aus den großen Oblaten werden kleine geschnitten, und die Schweinezüchter zahlen den Abfall nicht schlecht. Dabei muß beachtet werden, daß die Arbeiterinnen bei 45 Grad Celsius Männerarbeit an den Oblatenpressen verrichten! Wäscherinnen und Büglerinnen, Arbeiterinnen in Buchbindereien, Zelluloidfabriken und der Wollwarenfabrik, in der Wäsche- und Damenskonnexion verdienen zum Teil wöchentlich nicht mehr als 6 M., ja weniger als das. Hervorgehoben muß werden, daß Strafabzüge und Unkosten vielfach den nominellen Verdienst kürzen. Den Bleistiftarbeiterinnen zum Beispiel kann ein viertel bis ein halber Tageslohn als Strafe für unentschuldigtes Ausbleiben usw. abgezogen werden. Die große Wäsche- und Bügelerei schämt sich nicht, zu verlangen, daß die Werkstattdarbeiterinnen bei 7 M. Wochenverdienst nicht bloß Nähgarn usw., sondern sogar die Maschinen selbst stellen. Die Malerinnen und Lackiererinnen müssen von ihren 10 M. Durchschnittsverdienst Pinsel, Spiritus und anderes mehr zahlen, die Wollwarenarbeiterinnen blechen für Nadeln und Öl, und das bei Wochenlöhnen von 6 bis 10,50 M.

Die Modistinnen und Handlungsgeschilfinnen erhalten zwar keinen Lohn, sondern „beziehen Gehalt“. Aber die ersteren sind mit ihrem durchschnittlichen Monatseinkommen von 45 bis 50 M., die letzteren mit ihrem Salär von 30, 40 und 50 M. nicht besser daran als die Arbeiterinnen. Man vergegenwärtige sich, welche Ansprüche „das

Ansehen des Hauses“ an ihre Kleidung stellt, deren Eleganz viel bitteres Glend verhält.

Man kann an den Fingern nachzählen, daß bei den geschätzten Lohnverhältnissen die Lebenshaltung der Nürnberger Arbeiterinnen jämmerlich sein muß. Die tägliche Ernährung geht schon vielfach bis zur Grenze der Hungersnot. Viele Arbeiterinnen haben kaum an einem Tage der Woche ein warmes Mittagsmahl, geschweige denn ein ordentliches Fleischgericht. Und darunter befinden sich Frauen und Mädchen, die so schwer schaffen, daß sie zur Erzeugung der verausgabten Kräfte mittags und abends eine tüchtige Portion Fleisch, daneben nahrhaft zubereitetes Gemüse, genügend Eier, Butter usw. essen müßten. Wollten die Arbeiterinnen sich nähren, wie es die Gesundheitslehre fordert, so bliebe ihnen auch nicht ein blutiger Heller für Wohnung, Kleidung und alle anderen Bedürfnisse. Ja vielfach würde ihr Verdienst nicht einmal ausreichen, die Kosten einer kräftigen Ernährung allein zu bestreiten. So ist für viele Brot und Kaffee die Hauptnahrung, dazu dann und wann ein Häppchen milderes Fleisch, billige Würst, vor allem Preßsack (Blutwurst), wenn's hoch kommt ein Schoppen Bier. Eine Arbeiterin, die sich besser nährt, kommt leicht in den Ruf, ihre paar Pfennige nicht zusammenzuhalten. Wo es kaum zur Fristung der nackten Existenz reicht, da muß der Wunsch nach Bildung und edlem Lebensgenuss schweigen. Das herrliche Nürnberger Stadttheater könnte von einem Zauberer verschlossen sein, es wäre den Arbeiterinnen nicht unzugänglich, als es ist.

Wenden wir uns nun der Zeit zu, welche die Arbeiterinnen in den Dienst des Geldsacks stellen müssen. Bis zu 60 Stunden wöchentlich und darüber haben Bleistiftarbeiterinnen, Drechlerinnen, Tapeziererinnen, die Arbeiterinnen der Schuh- und Schäftefabriken und viele andere zu fronen. Überstunden und Heimarbeit nach Feierabend verlängern vielfach den wirklichen Arbeitstag um 3 bis 4 Stunden, so zum Beispiel bei den Bürsten- und Pinselarbeiterinnen. Sonntagsarbeit ist in manchen Geschäften im Schwange. Nur in der Metall- und Spielwarenindustrie und in den Buch- und Steindruckereien — einige Betriebe ausgenommen — erhalten die Arbeiterinnen Überstunden mit 20 beziehungsweise 25 Prozent vergütet. Den Bleistiftarbeiterinnen wird dagegen kein Aufschlag für Überstunden bezahlt. Auch für die Überzeit- und Sonntagsarbeit der Frauen und Mädchen in den Kartonnagen-, den Zelluloid-, Papier- und Tintenfabriken gelten nur die gewöhnlichen Lohnsätze. Die Kartonnagearbeiterinnen müssen häufig bis elf Uhr nachts schaffen! Ganz umsonst müssen die Modistinnen und die Damenschneiderinnen Überzeitarbeit leisten. Ihre Arbeitszeit ist wie die der Konfektionsarbeiterinnen und Handlungsgeschilfinnen tatsächlich unbegrenzt. Nur in der Feingoldschlaggerie beträgt die Arbeitswoche 48 Stunden. Die lange Arbeitszeit ist an und für sich zu viel, sie steigert aber auch ganz gewaltig die gesundheitlichen Schädigungen, denen die Frauen und Mädchen bei vielen Beschäftigungen ausgesetzt sind. Und die verheirateten Arbeiterinnen sind nicht bloß gezwungen, zu verdienen, sie müssen noch die Haushaltung führen, Mann und Kinder versorgen. Da kommt dann für sie alles in allem ein Arbeitstag heraus, der vor fünf Uhr früh beginnt und nachs nach elf und zwölf Uhr endet. Ein wirkliches Ausruhen gibt es für die Arbeiterin, die Geld ins Haus bringen muß, überhaupt nicht. Am Sonntag holt sie meist mit Waschen, Flicken, Putzen usw. nach, was in der Woche liegen bleiben mußte. Es ist klar, daß bei solch maßloser Abnutzung Leib und Geist der Proletarierin Schaden leiden muß.

Zahlreich sind die gesundheitlichen Berufsgefahren, welche auf die Arbeiterinnen lauern. Verschiedene von ihnen haben wir bereits erwähnt, andere müssen wenigstens noch kurz gestreift werden. Das Gespenst der Bleivergiftung bedroht vor allem die Sieberinnen, die Bleisoldaten und anderes Spielzeug herstellen. Ihr Beruf ist so ungesund, daß nur Mindestlöhne vorfinden, weil keine Arbeiterin es lange in ihm aushält. Bleistaub, der die Poren der Haut verstopft und eingeatmet wird, bedroht die Gesundheit der Bleistiftarbeiterinnen in hohem Maße. Der beste Schutz dagegen — Badeeinrichtung — fehlt in allen Betrieben, in einem ist aber sogar für 20 bis 30 Personen ein einziger Kübel zum Händewaschen da. Besonders übel wird der Gesundheit der Pinsel- und Wärfenarbeiterinnen mitgespielt. Sie atmen Kreide- und Borstentstaub ein, den Qualm von Pechfesseln, die oft zu drei oder vier in einem Raume brennen. Sehr viele leiden in der Folge an Lungenschwindsucht, und trotz aller Vorschriften ist noch lange nicht genug geschehen, um sie gegen das schreckliche Milzbrandgift zu schützen. Wenig hygienische Rücksicht erfahren auch die Malerinnen und Lackiererinnen. Sie müssen ihre Eßvorräte meist in Räumen aufbewahren, wo mit Terpentinergöl und giftigen Farben gearbeitet wird. Sogar bei der Weltfirma Bing fehlt es an einem Ofen, in dem die Arbeiterinnen ihr Mittagsmahl wärmen könnten; sie müssen dieses in Lackieröfen schieben, wo es den starken Geruch der Farben oft derart annimmt, daß es nicht mehr genießbar ist. Die Metallschlägerinnen und Bronziererinnen in den Werkstätten der Kunstanstalten erkranken häufig infolge der großen Staubeinwirkung. Auch in anderen Berufen noch wird der eingeatmete Staub verschiedener Art zur Krankheitsursache. Außerordentlich häufig klagen die Arbeiterinnen über mangelnde oder ungenügende Ventilation; die Garderoben und Klosetts sind zum Teil stankig.

Um das düstere Bild von dem Arbeiterinnenelend in Nürnberg vollständig zu machen, müssen wir noch der schlechten Behandlung gedenken. Die Arbeiterinnen in der Reißzeug-

und Zigarrenindustrie, in den Zelluloid-, Papier- und Tintenfabriken und auch die Handlungsgeschilfinnen wissen ein Lied davon zu singen. Eine Zusammenstellung der „Kosennamen“, mit denen gelegentlich Bleistiftarbeiterinnen bedacht werden, würde Seiten füllen. In der Wollwarenfabrik scheint man die Lohnsklavinnen überhaupt nicht als Menschen anzusehen.

Wir meinen, die Härte der Existenz müsse den Nürnberger Arbeiterinnen überzeugend die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der gewerkschaftlichen Organisation predigen. Was diese für die Besserstellung der Ausgebeuteten erreichen kann, das beweisen ja Beispiele. Die Feingoldschlägerinnen, die alle 377 organisiert sind, die 30 Heimarbeiterinnen inbegriffen, erfreuen sich einer guten Behandlung. Die Metallschlägerinnen brauchen nicht jeden Augenblick vor einer Verschlechterung ihrer Arbeitsbedingungen zu zittern, denn Löhne und Arbeitsstunden sind dank der Organisation tariflich geregelt. Überstunden werden den Arbeiterinnen mit Aufschlag in Verufen entlohnt, für deren Arbeiterschaft eine starke Gewerkschaft existiert, wie zum Beispiel der Metallarbeiterverband. Daß die Pinselmacherinnen kürzere Arbeitszeit und etwas mehr Lohn haben als die Bürstenmacherinnen, kommt daher, daß sie besser organisiert sind als diese.

Die aufklärende Arbeit der Gewerkschaften beginnt die Nürnberger Arbeiterinnen zu der Erkenntnis zu erwecken, daß die kapitalistische Ausbeutung ihnen alles raubt, was das Leben lebenswert macht. Sie zeigt ihnen aber auch den Weg, der aus den Tiefen des Glends zu einer menschenwürdigen Existenz emporführt. Es ist der Zusammenschluß aller Ausgebeuteten eines Berufs zu einer starken Organisation. Möchten die Arbeiterinnen diesen Weg beschreiten. In je größerer Zahl sie das tun, und je treuer sie zu ihrer Gewerkschaft stehen, um so rascher werden sich ihre Arbeitsbedingungen zum Besseren ändern. Damit wird aber ihre Fähigkeit wachsen, nicht nur die bössartigsten Übel der kapitalistischen Lohnnechtschaft zu bekämpfen, sondern diese selbst mit der Wurzel auszurotten. So tragen auch sie dazu bei, daß die Zeit näher rückt, wo Frauen und Männer die Arbeit nicht mehr als einen äußeren harten Zwang und einen Fluch empfinden, vielmehr als eine freudige Betätigung des freien Willens und einen Segen. Darum, Arbeiterinnen: Hinein in die Organisation und werdet unermüdet für die Organisation!

Helene Grünberg.

Über Schulgesundheitspflege.

Von Dr. Zadel.

V.

Abgesehen von diesen in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholenden genaueren Untersuchungen aller Kinder hat der Schularzt bei seinen regelmäßigen Visiten in der Schule sich diejenigen Kinder vorführen zu lassen, die der Lehrer für krankheitsverdächtig hält. Und damit kommen wir zu einer weiteren wichtigen Aufgabe des Schularztes, der Verhütung ansteckender Krankheiten unter den Schülern. Es ist kein Zweifel, daß die Schule ganz wesentlich mit zur Ausbreitung der sogenannten Kinderkrankheiten (und anderer ansteckender Krankheiten) beiträgt, und daß eine genaue Beobachtung der Kinder durch Lehrer und Arzt sehr wohl imstande wäre, diese Ausbreitung zu hindern.

Bei der Verhütung von Ansteckungen überhaupt, handelt es sich bei den übertragbaren Kinderkrankheiten darum, den ersten Erkrankungsfall möglichst frühzeitig zu erkennen, das erkrankte Kind sofort aus der Schule zu entfernen und auch nach der Wiederherstellung nicht wieder zum Schulbesuch zuzulassen, solange es noch anstecken kann.

In dieser planmäßigen und allein Erfolg versprechenden Art der Bekämpfung der ansteckenden Kinderkrankheiten wird bei unseren Schulen bisher so gut wie alles versäumt — in wie glücklicher Weise, mag das Beispiel der Verbreitung von Ungeziefer beweisen, das heißt also einer mit bloßem Auge festzustellenden übertragbaren Krankheit, deren Erkennung und Verhütung bei weitem leichter ist als bei denjenigen (Ansteckungen), welche durch mikroskopisch kleine Lebewesen (Bakterien) oder überhaupt noch unbekannte Krankheitserreger zustande kommen.

Wie verbreitet die Läusefucht bei unseren Volksschulkindern ist und welche Bedeutung dem Ungeziefer für die Gesundheit derselben zukommt, darüber existieren im Publikum noch ganz unzureichende Vorstellungen. Dr. J. Neumann untersuchte 381 Mädchen in Berliner Mädchenhorten, welche nur Gemeindefachlehrerinnen versorgen, und fand bei 66 vom Hundert Läuse; die genauen Feststellungen seines poliklinischen Materials ergaben, daß bei den Knaben Läuse in jedem Lebensalter selten waren, bei den Mädchen im Alter bis zu 3 Jahren ebenfalls, von 3 bis 5 Jahren schon häufiger (15 Prozent), im schulpflichtigen Alter dagegen bis zu 45 Prozent. Es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, daß in Berlin jeder Kommunal- und inbesondere jede Kommunal-schülerin mindestens einmal während ihrer Schulzeit diese „Kinderkrankheit“ durchmachen muß. Das Ungeziefer wird durch hochgradig vernachlässigte Kinder aus den ökonomisch und hygienisch niedrigst stehenden Bevölkerungsschichten in die Schule eingeschleppt und geht von ihnen auch auf Kinder über, die sehr sorgfältig gehalten werden.

Und was die Bedeutung dieser Ansteckung betrifft, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß viele langwierige Ausschläge auf der behaarten Kopfhaut wie im Gesicht und am Körper, daß recht schwere Drüsen- und Augenerkrankungen im Kindesalter, daß insbesondere auch häufig Skroflose und Lupus in letzter Linie auf nicht rechtzeitig erkannte und behandelte Läusefucht zurückgeführt werden müssen.

Nun ist aber bekanntlich die Beseitigung dieser Krankheitsursache verhältnismäßig einfach und leicht: es genügt eine 24 stündige Behandlung, um die Läuse und ihre Eier (Nisse) zu vernichten und damit einer ganzen Reihe mehr oder weniger schwerer chronischer Krankheitszustände vorzubeugen, es bedarf also wirklich bloß der rechtzeitigen Diagnose — und doch hat bisher unsere Schule dieser leichten und wichtigen Aufgabe gegenüber vollkommen versagt. In der Regel wird das Ungeziefer zuerst von den Nachbarn bemerkt und dem Lehrer gemeldet, und dieser läßt das damit behaftete Kind etwas abruhen oder setzt es auf eine besondere Bank, das ist alles. Die einzig richtige und durchaus notwendige Maßnahme, das Kind sofort nach Hause gesandt und nicht eher wieder zuzulassen, bis die Krankheitserreger abgetötet sind, wurde früher fast niemals getroffen. Das ist nunmehr anders geworden, seitdem wir über schulärztliche Überwachung verfügen. Freilich, ohne die Mitwirkung der Bevölkerung ist das nicht möglich, und die 200 000 Berliner Volksschulkinder können nicht täglich von den Schulärzten revidiert werden — verdächtige Fälle werden dem Arzte seitens des Lehrers zur Untersuchung überwiesen und bei positivem Befund sofort nach Hause gesandt und der Angehörige, worum es sich handelt und was zu tun sei; wird dann außerdem jedes neu in die Schule eintretende oder nach längerer Abwesenheit wieder zur Schule kommende Kind daraufhin inspiziert, und läßt man in regelmäßigen Perioden, zum Beispiel bei Beginn des Schulvierteljahres, die Köpfe sämtlicher Kinder daraufhin Revue passieren, so genügt das vollkommene, um mit dieser „Krankheit“ endgültig aufzuräumen. Ist erst der Lehrer durch Vorführung geeigneter Fälle seitens des Schularztes auf die Schwierigkeit der Erkennung hingewiesen und genügend vorgebildet, so wird es später nicht einmal nötig sein, daß der Arzt selbst all diese Revisionen ausführt, und durch Hand in Hand arbeiten von Lehrer und Arzt viel Zeit erspart werden können, ohne den Erfolg zu gefährden.

Wir wissen von der Schilddrüse dieser „Krankheit“ etwas länger perweilt, weil das „mit Händen greifbare“ Ungeziefer in der Tat eine treffliche Illustrationsprobe liefert für die Art und Weise, wie die Schule zur Ausbreitung übertragbarer Krankheiten beiträgt, und für den Schlandrian, der bisher diesen vermeidbaren Massenkrankungen gegenüber geherrscht hat. Die ursprüngliche Quelle freilich für diese wie die übrigen Krankheitskeime ist niemals die Schule, sondern das Haus, vor allem das Haus der Armen und Kranken; jene Volkskreise, in denen der Sinn für Reinlichkeit, für Benützung von Wasser und Seife, Kamm und Bürste infolge ihrer niedrigen Lebenshaltung noch nicht erwacht ist, die in schmutzigen, dunklen, überfüllten Räumen, in jenen entsetzlichen Mietskasernen zusammenhaufen, wo die Kinder unbeaufsichtigt aufwachsen, weil die Mutter zur Arbeit muß — diese Kreise gefährden, seitdem der allgemeine Schulzwang auch diese Kinder zur Schule bringt, die besser gepflegt, weil besser situierten Mitschüler ebenso wie durch den Import von Läusen, Krätze und sonstigen Ungeziefer auch durch Eitererreger, Diphtheriebazillen und die — uns bisher unbekannt — Keime der übrigen Kinderkrankheiten: Masern, Scharlach und Keuchhusten.

Hier erwacht der Gemeinde und dem Staate des allgemeinen Schulzwangs die unabwiesliche Pflicht, ihrerseits an diesen vernachlässigten Kindern nach Möglichkeit wieder gut zu machen, was die wirtschaftlichen Verhältnisse und ihre Eltern an ihnen gesündigt haben, und durch sachverständige Beaufsichtigung und Reinhaltung dieser Kinder die anderen, unter günstigeren Verhältnissen lebenden Mitschüler vor Gesundheitsschädigungen zu schützen.

In London befinden sich in jeder Schule ausgiebige Wascheinrichtungen, und jedes Kind hat vor Beginn des Unterrichtes sich Gesicht und Hände zu waschen. Ähnlich in Paris. Das französische Gesetz von 1893 bestimmt, daß die Kinder sich in jeder Pause die Hände zu waschen haben. In unseren Schulen gibt es überhaupt keine Wascheinrichtungen, und doch wäre die unter Aufsicht vorgenommene tägliche Reinigung, mit welcher eine Befestigung jedes Kindes vor Beginn des Unterrichtes seitens des Lehrers und insbesondere der Lehrerin verbunden werden könnte, auch bei uns geboten.

Von ganz ausgezeichnete Wirkung haben sich Schulbäder erwiesen, wie sie jetzt bei unseren Schulneubauten eingerichtet werden. Nicht nur, daß die Kinder in ihrer Gesundheit wesentlich gebessert, und krank und frisch werden und widerstandsfähiger gegenüber Erkrankungen, nicht nur, daß die Kinder selbst zur Reinlichkeit erzogen werden, auch auf die Eltern wirkt das Schulbad nach den Berichten der Lehrer in ganz auffälliger Weise zurück; viele Eltern lernen erst durch ihre Kinder, welche die Reinlichkeit in der Schule zu kosten bekommen haben, was sie zu Hause bisher verabsäumten, und werden so ihrerseits zur Reinlichkeit erzogen, fangen an, täglich ihr Kind frühmorgens von oben bis unten zu waschen, zu kämmen und zu bürsten und reinlich zu kleiden.

Freilich, so leicht wie beim Ungeziefer ist die Verhütung der Übertragung der sogenannten Kinderkrankheiten durch die Schule nicht; ihre frühzeitige Erkennung, ihre Heilung und die Bestimmung des Zeitpunktes, wann die Genesenen wieder zum Unterricht zugelassen sind, begegnen weit größeren Schwierigkeiten.

Das gilt schon von derjenigen Krankheit, deren Verbreitung durch die Schule von niemand bestritten wird, den Masern, der gewöhnlichen Krankheit des ersten Schuljahrs. Die Masern werden von Person auf Person übertragen, hauptsächlich in den Tagen vor Ausbruch des Ausschlags, wo starker Schnupfen, Husten und Augenentzündung bestehen, und vermittelt wird die Ansteckung eben durch diese Ab-

sonderungen von Nase, Hals und Augen. Wartet man erst mit der Isolierung des erkrankten Kindes, bis zu der Zeit (etwa zwei Wochen nach der Ansteckung), wo Jieber und Ausschlag auftreten — wie es heute die Regel ist —, so ist es zur Verhütung der Weiterverbreitung bereits zu spät, dann sind bei der Empfänglichkeit der Kinder für das Maserngift bereits alle Mitschüler derselben Klasse angesteckt, soweit sie nicht durch früheres Überstehen der Krankheit geschützt sind, und es bleibt dann nichts übrig, als die Klasse oder gar die ganze Schule auf Wochen zu schließen. Hier erwacht der Überwachung der Schule durch Lehrer und Arzt eine dankbare Aufgabe: ist ein Kind wegen Masernerkrankung festzustellen, so müßte etwa von weitem Masernfränkungsforten Tage danach eine tägliche Inspektion bis zum fünften Tag erfolgen und jedes Kind mit beginnendem Katarth der Nase, des Kehlkopfes, der Augen sofort als krankheitsverdächtig dem Arzte vorgeführt, respektive aus der Schule entfernt werden. Die Masern sind durchaus nicht immer die harmlose Krankheit, als welche sie im Volke angesehen werden; nicht allein sterben jährlich Tausende von Kindern daran (in Preußen über ein halbmil mal soviel als an Scharlach), auch eine Anzahl von Nachkrankheiten der Augen, Ohren, Drüsen und vor allem der Luftröhren und Lungen (Tuberkulose!) lassen sich auf überstandene Masern zurückführen und machen es der Schule zur Pflicht, mit dem Schlandrian gegenüber dieser ausgebreitetsten aller Kinderkrankheiten zu brechen.

Umgekehrt wie bei den Masern ist es beim Scharlach nicht der Beginn der Erkrankung, sondern die Überstehen der eigentlichen Krankheit, welche die Gefahr der Ansteckung bringt. Hier sind es die zu früh aus dem Bette gelassenen und zur Schule geschickten Kinder, welche durch die Hautschuppen in der Schälperiode der Krankheit, sowie durch den Mund- und Halsschleim die Mitschüler bedrohen.* Da wir den Krankheitserreger des Scharlachs — ebenso wie den der Masern — bis jetzt nicht kennen, können wir nur die Forderung aufstellen, daß kein Kind, welches Scharlach überstanden hat, zum Schulbesuch zugelassen wird, bevor nicht eine eingehende Untersuchung durch den Schularzt festgestellt hat, daß die Haut nicht mehr schält, daß Nieren und Halsorgane gesund sind, — ein Zeitraum, der mit sechs bis acht Wochen seit Beginn der Erkrankung eher zu kurz als zu lang bemessen ist.

Heutzutage erfährt die Schule häufig gar nicht einmal, was dem Kinde, das einige Zeit vom Unterricht ferngeblieben ist, gefehlt hat, respektive ist auf die durchaus nicht immer glaubwürdigen Angaben der Eltern darüber angewiesen, und erst die Erkrankung anderer Schüler ergibt — zu spät — das Bestehen der mit Recht gefürchteten Krankheit. Daraus ergibt sich die Forderung, daß der Schularzt in jedem Falle, wo ein Kind krankheitshalber von der Schule fortbleibt, die Art der Erkrankung festzustellen und das Kind einer Untersuchung zu unterziehen hat, bevor es zum Unterricht zugelassen wird.

Zu ganz der gleichen Forderung kommen wir bei der Diphtheritis, jener Halserkrankung, welche, früher der Schrecken der Eltern und auch der Ärzte, jetzt bei weitem nicht mehr so gefürchtet wird, seitdem wir im Heilserum ein unfehlbares Mittel gegen die Krankheit erhalten haben, vorausgesetzt, daß es frühzeitig, am ersten oder zweiten Krankheitsstage, eingesetzt wird.** Hier kennen wir den Krankheitserreger, den Diphtheriebazillus, und können daher sowohl für die so überaus wichtige Frühdiagnose wie für die Zeit der Wiederezulassung des Erkrankten zum Unterricht eine ganz bestimmte Forderung stellen, um der Weiterverbreitung der Krankheit durch die Schule wirksam zu begegnen. Bei jeder verdächtigen Halsentzündung ist durch bakteriologische Untersuchung, durch das sogenannte Kulturverfahren, festzustellen, ob es sich um echte Diphtherie handelt, und wenn das der Fall ist, das Kind nicht früher zum Schulbesuch zuzulassen, bis die mehrmalige Untersuchung des Mund-, Nasen- und Halsschleims die Abwesenheit des Diphtheriebazillus erwiesen hat. In New York finden diese Untersuchungen bei jedem ärztlich gemeldeten Falle durch das städtische Gesundheitsamt — natürlich unentgeltlich — statt, und wird durch eine ausgebreitete Ungeziefer seitens des Amtes weiterhin kontrolliert, ob die ärztlicherseits angeordnete Fernhaltung des anscheinend gefunden, aber noch ansteckungsfähigen Kindes auch wirklich durchgeführt wird, so lange, bis wieder vom Gesundheitsamt festgestellt ist, daß die Ansteckungsgefahr beseitigt ist.

Auch die übrigen ansteckenden Kinderkrankheiten: Windpocken, Möteln, Ziegenpeter, Keuchhusten finden oft durch die Schule ihre Verbreitung, und insbesondere bei letzterer Krankheit, welche in Deutschland jährlich etwa 20 000 Opfer fordert und bei den Überlebenden nicht selten die Quelle chronischer Lungenleiden ist, wäre es von großer Bedeutung, wenn es der schulärztlichen Überwachung gelänge, durch rechtzeitige Erkennung und Entfernung des befallenen Kindes die Weiterverbreitung zu hindern.

Ansteckende Augenentzündungen werden überaus leicht in der Schule übertragen und haben wiederholt, zuletzt in den achtziger und neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts, zu gewaltigen Schulepidemien in Deutschland und im Ausland geführt. Die Augenärzte machen vielfach den Schulstand dafür verantwortlich. Auch hier steht der Schularzt vor einer großen, dankbaren Aufgabe.

Pockenepidemien, durch in die Schule eingeschleppte Fälle veranlaßt, sind im Ausland nicht selten beobachtet

worden, bei uns sind sie, dank der gut durchgeführten Impfung und Wiederimpfung, völlig unbekannt.

Dagegen wird die seit 1889/90 bei uns wieder einheimische Influenza, deren Bedeutung für die „Krankheit“ vieler Schulkinder — schlechtes Aussehen und schlechter Schlaf, Blutarmut und Nervosität, Neigung zu Magendarmkatarrhen, Halsentzündungen, Rheumatismen, Lungenentzündungen — bei weitem noch nicht genügend gewürdigt wird, überaus leicht und häufig auch in der Schule von Kind auf Kind übertragen.

Auch in der Verbreitung der Genickstarre, der Cholera, der Tuberkulose und anderer Erkrankungen der Atmungsorgane spielt die Schule ihre Rolle, und dürfte die schulärztliche Tätigkeit große Erfolge haben.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. In einer überaus gut besuchten Volksversammlung zu Köln sprach Genossin Plum-Essen über „Die Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen im 20. Jahrhundert“. Bei der Charakterisierung der proletarischen Lage rechnete die Rednerin insbesondere scharf mit Zentrum und Militarismus ab. Ihre Ausführungen klangen in der Mahnung an alle Anwesenden ohne Unterschied des Geschlechtes aus, mitzukämpfen für die Gleichberechtigung aller, was Menschenanständig trägt. Alle Diskussionsredner sprachen im Sinne der Referentin und machten auf die bevorstehenden Stadtratswahlen aufmerksam, die den Frauen Gelegenheit böten, ihre Kraft in den Dienst der guten Sache zu stellen. Die Versammlung brachte dem Frauenverein neue Mitglieder und der „Gleichheit“ eine große Zahl Abonnenten. Die proletarische Frauenbewegung hat in Köln in letzter Zeit beste Erfolge zu verzeichnen. Die Proletarierinnen sind erwacht, sie erfassen ihre Lage und wollen kämpfen. Wir rücken unserm Ziele näher. Rosa Wolf.

In Köln-Ehrenfeld besuchte Genossin Plum-Essen in öffentlicher Versammlung das Thema „Die Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen im 20. Jahrhundert“. Trotdem die Mehrzahl der Anwesenden Neulinge in einer Versammlung waren, folgten doch alle mit seltener Aufmerksamkeit den Ausführungen der Rednerin, die reichen Beifall erntete. Wir bedauern, daß so viele Männer und Frauen unseres Ortes den ausflürenden Vortrag nicht gehört haben. Ein der anwesenden Frauen traten unserer Organisation bei und wurden dadurch zugleich Leserinnen der „Gleichheit“. Der Verein wurde im April dieses Jahres gegründet und zählt jetzt 90 Mitglieder. Die bisher erzielten Erfolge sollen uns ein Ansporn sein, auch fernerhin für die Aufklärung und Bildung der Proletarierinnen unsere ganze Kraft einzusetzen. Frau Lindenberg.

Im Juni d. J. wurde in Straßburg durch eine gut besuchte Versammlung, in welcher Genossin Ziegler referierte, eine planmäßige Betätigung der proletarischen Frauen in der modernen Arbeiterbewegung eingeleitet. Als weibliche Vertrauensperson wurde die Unterzeichnete aufgestellt. Wir gewannen 50 Abonnentinnen auf die „Gleichheit“, und die Genossinnen versprachen, den Genossinnen bei der Gründung eines Frauenbildungsvereins zur Seite zu stehen. Zwei Versammlungen, in denen Genosse Dr. Weil und Genosse Geiler sehr interessante Referate hielten, brachten uns gute Erfolge. In der zweiten Versammlung, die zahlreich besucht war, wurde eine Frauenagitationskommission gewählt. Ihre Mitglieder lassen sich angelegen sein, mit aller Kraft unter den Frauen aufzuklären zu wirken. Die Genossinnen verkaufen freiwillige Beitragsmarken, deren Ertrag zum Teil nach Berlin an die Zentralkasse der Genossinnen gesandt, zum Teil für die örtliche Agitation verwendet wird. Zur Förderung der Organisierung der Arbeiterinnen berief das Gewerkschaftskartell Anfang Oktober drei öffentliche Versammlungen ein, in welchen Genossin Greifenberg-Augsburg referierte. Die erste davon tagte in Schiltigheim und war schon geraume Zeit vor dem Anfang überfüllt; unter den Anwesenden befanden sich weit mehr Frauen, als wir zu hoffen gewagt hatten. Die vorzüglichen, leicht verständlichen Ausführungen der Referentin begünstigten dem größten Interesse. Es wurden Abonnenten für die „Freie Presse“ gewonnen, und die Genossinnen versprachen, für die Verbreitung der „Gleichheit“ zu arbeiten. Sehr zahlreich war ebenfalls die zweite Versammlung in Königshofen bei Straßburg besucht, die auf die meisten der Erschienenen den Eindruck eines ganz außerordentlichen Ereignisses machte. Das ließen die Gesichter deutlich erkennen; manche Frauen hatten sich sogar geschaut, den Saal zu betreten. Aufmerksam folgten die Zuhörer jedem Worte der Referentin, so daß wir wohl mit Recht hoffen dürfen, daß endlich einmal hier die Arbeiter und Arbeiterinnen zum Bewußtsein ihrer Lage erwachen werden. Die Versammlung schloß mit einem Hoch auf die Sozialdemokratie. Die dritte Versammlung fand in Straßburg selbst statt. Das interessante Referat wurde von den sehr zahlreich Erschienenen mit reichem Beifall aufgenommen. Die Versammlung brachte uns mehr als 30 Abonnentinnen auf die „Gleichheit“. Genossin Greifenbergs Worte sind nicht in den Wind gesprochen; sie haben Widerhall gefunden in unseren Herzen und werden weiterwirken. Wir werden unsere ganze Kraft einsetzen, um immer mehr Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen dem Dunkel der Unwissenheit zu entreißen, sie dem Lichte, der Erkenntnis ihrer Klassenlage zuzuführen. Luise Fielme.

In Glauchau besuchte Genossin Wackwitz kürzlich in einer sehr gut besuchten Frauenversammlung über: „Die Frau als Hausfrau und Lohnknechtin“. Der Vortrag entwarf ein klares Bild von dem Elend der Arbeiterinnen in den verschiedenen Industriezweigen sowie von der Lage

* In Paris wurden 1892 von einem solchen, von Scharlach gezeigten Kinde nicht weniger als 150 andere Schulkinder angesteckt, von denen 18 starben.

** Vergleich Artikel in der „Gleichheit“ Nr. 5, Jahrgang 15.

der Arbeiterfrauen und übte scharfe Kritik an der heutigen Gesellschaftsordnung, welche die Not und Unfreiheit der ausgebeuteten Massen erzeugt. Die Rednerin schloß mit der Mahnung an alle Arbeiterinnen, sich durch eine starke Organisation gegen die Willkür der Unternehmer zu schützen und auch politisch zu kämpfen. Hoffen wir, daß die mit so großem Beifall aufgenommenen Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Gerade wir Frauen haben unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse am meisten zu leiden. Das bringen uns zumal die teuren Lebensmittelpreise zum Bewußtsein, welche der Arbeiterklasse den Brotkorb höher hängen. Wir dürfen daher nicht müßig zusehen, wie die Dinge im politischen Leben gehen. Wie der gewerkschaftlichen müssen wir uns auch der politischen Organisation anschließen, und mit unseren Klassengenossen zusammen kämpfen gegen den gemeinsamen Feind. Rüstet wir uns für diesen Kampf! K. T.

Zur Aufklärung und Organisierung der in der Textilindustrie beschäftigten Frauen und Mädchen fanden Mitte Oktober in Hünningen und St. Ludwig zwei Versammlungen statt, in denen Genossin Greifenberg-Augsburg referierte. Die vorzüglichen Ausführungen der Rednerin, die mit zwingender Logik die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation schilderte, wurden mit reichem Beifall aufgenommen. Leider war der Besuch im Verhältnis zu der sehr großen Zahl der Textilarbeiter nicht sehr stark. Wir hoffen aber, daß die Versammlungsbesucherinnen eingesehen haben, daß sie der Organisation bedürfen, um eine Besserung ihrer Lage zu erzielen. Nur der Textilarbeiterverband ist die gewerkschaftliche Organisation, die ihre Interessen mit Eifer und Energie vertritt, ihm müssen die Arbeiterinnen sich daher anschließen. Nötig ist aber auch, daß sie sich mehr mit dem politischen Leben beschäftigen und den Kampf der Sozialdemokratie unterstützen. Durch eifriges Lesen der Arbeiterpresse müssen sie einen klaren Blick für ihre traurige Lage erlangen und die Erkenntnis, daß es wirtschaftlich und politisch gegen Ausbeutung und Knechtung der arbeitenden Bevölkerung zu kämpfen gilt. Emilie Baumberger.

Auch in Erfurt beginnt unter den proletarischen Frauen der Wille zu wachsen, ihrerseits mit tätig für die Befreiung der Arbeiterklasse zu sein. Zwei Versammlungen, in welchen Genossin Fieg referierte, wirkten vor etwa einem Jahre aufrüttelnd. Zwei weibliche Vertrauenspersonen wurden damals aufgestellt und 97 Abonnentinnen auf die „Gleichheit“ gewonnen. Damit war der Anfang zu einer systematischen Arbeit unter den Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen gemacht. Als nötig wurde bald erkannt, einen festen Mittelpunkt für die Bildungsbestrebungen der Frauen zu schaffen. Es fand daher eine Besprechung statt, bei der Genosse Kniese über die Frage referierte, wie in Zukunft die Agitation betrieben werden sollte. 24 Genossinnen nahmen an der Besprechung teil, die recht antregend verlief und deren Ergebnis der Beschluß war, einen Frauen- und Mädchenbildungsverein zu gründen. Die Konstituierung der Organisation, die ein neues Glied in der Kette der proletarischen Frauenbewegung bildet, ist am 19. Oktober erfolgt. Dem Frauenbildungsverein traten 36 Mitglieder bei. Der Gesamtvorstand besteht aus sieben Personen. Erste Vorsitzende ist Genossin Kniese, zweite Vorsitzende Genossin Busch. Versammlungen sollen am ersten und dritten Sonntag eines jeden Monats stattfinden. Für besonders wichtig halten die Genossinnen die Verbreitung der „Gleichheit“. Im September übernahm die Unterzeichnete im Einverständnis mit der zweiten Vertrauensperson die Expedition derselben. Auf die verschiedenste Weise wird für die Erweiterung des Leserkreises gearbeitet: durch Auffuchen der Abonnentinnen, Empfehlung unserer Zeitschrift in den Gewerkschafts- und Volksversammlungen usw. Der Erfolg blieb nicht aus, die Zahl der Leserkreise beträgt jetzt 120. Der kleine Stamm tätiger Genossinnen wird mit Fleiß und Ausdauer die Agitation unter den Frauen betreiben. Damit ihr Bemühen Erfolg hat, muß es auch von Seiten der organisierten Arbeiter unterstützt werden. Ihre Pflicht ist es, die eigenen Frauen und Töchter für das politische und gewerkschaftliche Leben zu interessieren und ihren Geist für die sozialdemokratischen Lehren empfänglich zu machen. Arbeiten Genossinnen und Genossen zu diesem Ziele zusammen, so wird es immer mehr gelingen, die Proletarierinnen zu treuen Kämpferinnen zu erziehen, welche helfen, der Befreiung der Arbeiterschaft den Weg zu ebnen. Frau Th. Kniese.

Von den Organisationen. Der Frauenbildungsverein in Luckenwalde entwickelt sich mehr und mehr. Die Mitgliederversammlungen sind stets gut besucht. Der Vorstand ist eifrig bemüht, gute, lehrreiche Vorträge halten zu lassen. Den Erfolg beweist die Mitgliederzahl, die auf 180 gestiegen ist. Es muß hervorgehoben werden, daß die Genossen bereitwillig jederzeit die Frauen unterstützen. In der letzten Versammlung, die am 2. November stattfand, hielt Genossin Baader einen Vortrag über „Kindererziehung“, dem die Erschienenen sehr aufmerksam folgten. — Der Bildungsverein in Brandenburg hörte im Oktober einen Vortrag der Unterzeichneten über das Thema: „Kinderarbeit in gesundheitlicher, ethischer und wirtschaftlicher Bedeutung“. Das Thema war sehr passend, da in Brandenburg eine ziemliche Anzahl Kinder erwerbstätig sind. Der Verein leidet noch unter den Nachwehen früherer Mißstände, doch hat eine gesunde Entwicklung begonnen. Die Mitgliederzahl steigt beständig, und es werden eifrig Abonnenten für die „Gleichheit“ gewonnen. Die Lösung der Genossinnen ist: „Vorwärts!“ O. B.

Der niederrheinische sozialdemokratische Parteitag fand am 15. und 16. Oktober in Essen unter dem Vorsitz des Genossen Ostkamp statt. Reichstagskandidat Gewehr erstattete den Bericht des Agitationskomitees. Besonders ge-

dachte er dabei des Bergarbeiterstreiks und der Reichstagsnachwahl, mit deren Ausgang wir sehr zufrieden sein können. In der Diskussion, die auf den Bericht folgte, wurden von den Genossen Bühler, Wertens, Haas und anderen die Frage der Agitation unter den Frauen einer eingehenden Erörterung unterzogen. Sämtliche Redner betonten, daß der Frauenbewegung größere Beachtung und Förderung zuteil werden muß. Im verfloffenen Berichtsjahr ist im niederrheinischen Agitationsbezirk nur einmal ein Flugblatt zur Aufklärung der Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen zur Verteilung gekommen. Die Frauen üben einen großen Einfluß auf das politische Leben aus, und dieser Einfluß dient der Reaktion, besonders aber kommt er den „Schwarzen“ zugute, solange der Proletarierin das Verständnis für die soziale Frage, für den Freiheitskampf der Ausgebeuteten fehlt. Das macht sich zum Beispiel sehr unangenehm in dem oft recht niedrigen Abonnentenstand unserer Parteipresse bemerkbar. Er ist zum großen Teil auf die Unwissenheit des weiblichen Proletariats zurückzuführen. Daß jedoch auch in den Frauen das Interesse am öffentlichen Leben und der Hunger nach Aufklärung vorhanden ist, das beweisen die 600 Leserinnen der „Gleichheit“ in Essen. Es ist also erforderlich, dieses Interesse zu wecken und in die richtigen Wege zu leiten. Das müßten alle Genossen begreifen und entsprechend handeln. Leider hatte aber bis vor kurzem die Frauenbewegung auch in manchem Genossen einen Gegner gehabt. Genosse Gewehr begründete einen Antrag, der die mehrmalige Gratisverteilung der „Gleichheit“ in allen Orten fordert, wo noch keine Frauenbewegung existiert. Der Antrag fand einstimmige Annahme. Es wurde damit bekräftigt, daß die Genossen den festen Willen haben, die Bestrebungen der Genossinnen zu fördern. Auch die übrigen Beratungen waren vom besten Geiste beseelt. Die Genossinnen begrüßten freudig die Zeichen der immer klareren Einsicht, daß das Proletariat im Kampfe gegen seine Ausbeuter keinen Sieg ohne die Frauen erringen kann. Sie sind überzeugt, daß diese Einsicht zu recht fruchtbaren Taten führt. Sie werden ihrerseits keine Arbeit und keine Mühe scheuen, ihre armen, unterdrückten Schwestern aus ihrer Rückständigkeit aufzurütteln und sie für die große Sache des Sozialismus zu gewinnen. W. D.

Halbjahrsbericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Magdeburg und Umgebung. Die proletarische Frauenbewegung in Magdeburg und den Vorstädten sieht jetzt im dritten Jahre ihrer Entwicklung. Wenn auch nicht gleich von Anfang an große Erfolge zu verzeichnen waren, so arbeiteten doch die Genossinnen unermüdet im Dienste des hohen Zieles, das sie erkoren. Zunächst galt es, wie in vielen anderen Orten, wo die Bewegung erst einsetzt, in einen ganzen Ball von Vorurteilen und Gedankenlosigkeit seitens vieler Frauen, aber leider auch vieler Männer, Breche zu legen. Des weiteren mußte ein fester Zusammenhalt zwischen den Genossinnen geschaffen werden. Und schließlich hieß es, das Beste tun, um immer mehr Proletarierinnen den politischen wie wirtschaftlichen Kampf ihrer Klasse zuzuführen. Der seit zwei Jahren bestehende Frauen- und Mädchenbildungsverein hat unsere Bestrebungen gut gefördert. Er wurde mit etwa 70 Mitgliedern gegründet und zählt jetzt deren 375. Unsere Organisation gibt den Frauen durch belehrende und unterhaltende Vorträge und Lektüre Anregung und Aufklärung.

Die öffentliche Tätigkeit der Genossinnen schloß im Dezember 1904 mit einer Frauenversammlung, in welcher Genosse Dr. Müller über die Bedeutung des ersten preussischen Parteitags referierte, zu dem die Unterzeichnete delegiert war. Die Berichterstattung über den Parteitag erfolgte in einer öffentlichen Volksversammlung in Magdeburg und in einer öffentlichen Frauenversammlung in Cracau-Pfeffer. Auch hier wurde dank der entfalteten Agitation ein Frauen- und Mädchenbildungsverein gegründet, dem 75 Mitglieder angehören, und eine weibliche Vertrauensperson gewählt. Bis Juni beriefen die Genossinnen in Magdeburg und in den großen Arbeitervorstädten noch acht öffentliche Versammlungen ein. Die ersten sechs davon beschäftigten sich mit dem Konsumgenossenschaftswesen, während in den zwei letzten Schul- und Erziehungsfragen eingehend erörtert wurden.

So war den Frauen Magdeburgs gute Gelegenheit geboten, sich über die ihnen so naheliegenden Fragen einer vorteilhaften Wirtschafts- und Lebenshaltung und des Volksschulwesens aufzuklären.

In Schönebeck a. E. leiteten die Genossinnen durch Einberufung einer Frauenversammlung und Verteilung von 100 Broschüren zur „Schulfrage“ eine Bewegung ein. Um sie zusammenzuhalten, wurde eine Vertrauensperson gewählt, welche den Genossinnen auch die „Gleichheit“ zustellt. Die erst im Mai gelegentlich einer Agitationstour der Genossin Grünberg in sechs Versammlungen gewählten Vertrauenspersonen für das weitere Nachbargebiet Magdeburgs lassen es sich angelegen sein, die „Gleichheit“ auf dem Lande zu verbreiten und die Frauen immer mehr für die Ideen der Sozialdemokratie zu gewinnen.

Von der schon genannten „Schulfrage-Broschüre“ verkauften die Genossinnen bisher 243. 792 Exemplare der „Gleichheit“ wurden von Januar bis Juni innerhalb Magdeburgs verkauft, zur Agitation gelangten über 300 zur Verteilung. Da die Unterzeichnete im Auftrag der Genossinnen den Vertrieb der „Gleichheit“ übernommen hat, so konnte der Lokalkasse der Genossinnen ein netter Überschuß überwiesen werden. Die Einnahmen in öffentlichen Versammlungen betragen von Januar bis Juni 145,70 Mk. für Versammlungen und Agitation wurden 126,69 Mk. verausgabt. Der Kassenbestand stellte sich, alles in allem, beim Beginn des zweiten Rechnungshalbjahrs auf 35,40 Mk. Der Genossin Baader-Berlin wurden für die „Zentralagitationskassette“ vom Verkauf von 5 Pf.-Bons im ersten Halbjahr 32,10 Mk. überwiesen.

Die Genossinnen brachten für die streikenden Bergarbeiter im Ruhrrevier im ganzen die Summe von 17,30 Mk. auf. Jeder einzelnen unserer tätigen Genossinnen muß die Anerkennung gezollt werden, daß sie mit ganzer Kraft die gewerkschaftliche wie politische Aufklärung und Organisierung fördern half. So muß es auch in Zukunft bleiben. Keine von uns darf ermaten und unterlassen, immer und immer wieder an die vielen fernstehenden Arbeits- und Leidensschwwestern die Mahnung zu richten: „Hört den Ruf der Sozialdemokratie, lernt, schart euch zusammen mit euren Kampfgenossen. Nur im gemeinsamen Kampfe und im gleichen Streben können wir das Ziel erreichen, welches allem, was Menschenantlig trägt, eine schöne, freie Zukunft verheißt.“ Marie Chmielewski, Vertrauensperson.

Die Genossinnen und die Kommunalangelegenheiten. Die sozialdemokratischen Frauen Berlins hatten Ende Oktober zum Zwecke der Agitation unter dem weiblichen Proletariat für die Stadtverordnetenwahl eine Volksversammlung einberufen. Circa 1500 Personen waren erschienen, darunter viele Frauen. Genosse Singer zeigte in seinem Referat an überzeugenden Beispielen, welches Interesse die Kommunalpolitik gerade für die Frauen habe. Mit scharfen Worten kritisierte er die liberale Stadtverordnetenmehrheit, die stets zugunsten einzelner das Gemeinwohl außer acht lasse. Seine Ausführungen mußten die Erkenntnis wachrufen, daß es nur die Sozialdemokratie ist, welche im „roten Hause“ das Interesse der Arbeiterklasse vertritt, und daß es daher auch die Pflicht aller Genossinnen ist, ihre ganze Kraft für deren Sieg einzusetzen. Mit ungeteilter jubelnder Zustimmung nahmen die Versammelten die Worte des Referenten auf, ebenso eine Ansprache des Genossen Hoffmann. Nach anfeuernden Worten der Genossin Wengels an die Frauen schloß die imposante Versammlung mit donnernden Hochrufen auf die Sozialdemokratie und den Genossen Singer.

Auch in anderen Orten zeigen die proletarischen Frauen Interesse für die Kommunalangelegenheiten. So plädiert eine Kölnener Genossin in der „Rheinischen Zeitung“ für die Zuziehung der Frau zu der Kommunalverwaltung. Sie sagt unter anderem: „Die Frauen sind in ihren häuslichen, beruflichen und sozialen Interessen von der guten oder schlechten Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten ebenso abhängig und darum ebenso interessiert wie die Männer. Die Aufgaben der kommunalen Verwaltung liegen der Fassungskraft und Urteilsfähigkeit der Frauen nicht fern wie der der Männer. Die Frau ist im allgemeinen praktischer wie der Mann, überhaupt da, wo es das weibliche Geschlecht angeht. Nicht nur in der Armen- und Waisenpflege ist sie entschieden brauchbarer und warmerziger; auch in den Fragen des Mädchenschulwesens, der Mädchenfortbildung, der Wohnungspflege, der häuslichen Hygiene, der Säuglingsfürsorge, der Wöchnerinnenunterstützung, des Hebammenwesens ist sie der eigentliche Sachverständige und Praktiker. Darum ist es zu bedauern, daß die Frauenarbeit in der Gemeindeverwaltung nicht recht vom Fleck kommen will; daß die Frauen erst um etwas kämpfen müssen, was die Einsicht der männlichen Kommunalpolitiker und Gemeindebehörden ihnen auf dem Präsentierteller mit größter Freiwilligkeit entgegenbringen sollte; daß die Männerwelt Besorgnisse um die etwaige Beschneidung ihres „natürlichen“ und durch den Gewohnheitsjopf geheiligten Machtbereichs hegt, wo sie sich doch die eigene Arbeit unter Heranziehung der Frauen erleichtern und sie sachgemäß vertiefen und segensreicher gestalten könnte.“

Politische Rundschau.

Mit Riesenschritten marschiert die russische Revolution. Als sie zuerst ihr Haupt erhob, ihre Arme reckte, wie war sie da unbeholfen, wie tappte sie unsicher einher! Aber wenn ein Volk seine Fesseln sprengt, sich des Gängelbandes entwirrt, dann gewinnt es zusehends an Selbstbewußtsein, Kraft und Sicherheit. Kaum ein Jahr ist vergangen, seit die neueste, entscheidende Epoche der russischen Revolution begann, und unter dem festen Massenschritt der proletarischen Scharen dröhnt und zittert die weite russische Erde, es wankt der Thron, zusammenbrechen die Säulen der Gewaltherrschaft.

Und eine proletarische Revolution, unverfälschter proletarisch als irgend eine ihrer Vorgängerinnen im westlichen Europa, ist es, die dort ausgelämpft wird. Proletarier sind die Masse der Kämpfer, nur als Mittläufer stehen ihnen kleine Häuflein „Intellektueller“, wie man in Rußland sagt, zur Seite. Proletarisch sind auch die Mittel dieses revolutionären Kampfes. Der Massenstreik im sozialistischen Sinne ist es, der die Grundfesten des russischen Staats- und Gesellschaftslebens erschüttert. Daß die Proletarier im weiten russischen Reiche überall, von dem gleichen Geiste beseelt, mit den gleichen Waffen den Kolos des Zarismus in Trümmer schlagen, das ist die Wirkung der sozialistischen Schulung, die aus den dumpf dahinvegetierenden Arbeitsflaven Klassenbewußte, zielklare Vorkämpfer der Menschheitsbefreiung gemacht hat.

Heute schon ist es zweifellos, daß der Sieg sich an die rote Revolutionsfahne heften wird, welche Rückschläge auch die Bewegung zeitweilig erleiden mag. Der Absolutismus hat kapituliert vor der Revolution. Zar Nikolaus, der vor kurzem auf dem hohen Bestelz unentwegten Selbstherrschertums einherholzte und dagegen wetterte, daß sich je ein Blatt Papier zwischen ihn und „sein Volk“ drängen könne, wie nur ein Friedrich Wilhelm von Preußen im gleichen Despotenjargon zu wettern vermochte, hat mit zitternder Hand die Gewährung einer neuen Konstitution unterschrieben, nachdem das Volk mit wuchtigen Schlägen gegen den Staat ihm und seinen Drahtziehern fühlbar gemacht, daß es nicht

gewillt ist, sich mit dem elenden Zerrbild der Bulginschen Verfassung zufrieden zu geben. Aber auch die Wiltische Verfassung, die ihm jetzt versprochen ist, droht nur Fickwerk zu werden. Der bewährte Budgetverschleierer und diplomatische Seiltänzer, dem jetzt der Jar in seiner schlotternden Angst zeitweilig die Leitung der Staatsgeschäfte übergeben hat, kann sich auch nicht dazu aufrufen oder doch nicht seinen Herrn und Meister dazu bringen, das Zugeständnis unbedingt zu machen. Warte nicht Tag und Nacht an einem neuen Wahlrecht für die Duma herum, das zwar weitgehender sein soll als das Bulginsche, das aber auch nicht alle erwachsenen Männer, geschweige denn die Frauen an die Wahlurne ruft. Natürlich sind alle die liberalen Halbblutnaturen mit Eifer dabei, dem Volke einzureden, daß es sich zufrieden geben soll mit diesem Zugeständnis, später einmal könne vielleicht noch mehr erreicht werden.

Die russischen Revolutionäre sind aber viel zu gut geschult durch die sozialistischen Lehren, sie haben das abschreckende Beispiel der deutschen Verfassungszustände vor Augen, die seit bald vier Jahrzehnten, ohne vorwärts zu kommen, in dem Morast des konstitutionell maskierten Bürokratismus stecken geblieben sind, weil die staatsmännische Weisheit des zaghaflichen liberalen Bürgertums sie da hineingefahren hat — um später einmal sie herauszuziehen. Später einmal! Es ist immer später geworden, und heute ist es zu spät für die deutsche Bourgeoisie, noch irgend eine Fortbildung unseres Verfassungswesens vorzunehmen. Sie ist abgelöst worden als treibendes Element im Staatsleben vom Proletariat. Eine der Aufgaben dieses Klassenbewußt kämpfenden deutschen Proletariats ist es aber, den aufstrebenden Genossen in anderen Ländern stets das warnende Beispiel aus unserer heimischen Geschichte vor Augen zu führen: Laßt euch nicht verleiten, es bei einer halben oder Viertelsrevolution nach dem Muster der deutschen Bourgeoisie bewenden zu lassen! Macht ganze Arbeit!

Unsere russischen, polnischen und lettischen Brüder haben das begriffen. Sie machen ganze Arbeit; sie begnügen sich nicht mit einer halben. Sie begnügen sich nicht mit einer halben Amnestie; sie wollen das ganze unbefchränkte Recht der Rede, der Presse, der Versammlung. Sie wollen den ganzen Regierungsbau der zarischen Polizeiherrschaft zertrümmern, damit keine Reaktionsmacht sich je wieder in dessen Winkeln einnisten kann, und schließlich wollen sie dafür sorgen, daß auch die soziale Fürsorge für das Volk im weitesten Maße gesetzlich gesichert wird. Und sie haben allen Grund, ganze Arbeit zu machen zu rechter Zeit, denn der Drache der Reaktion ist noch nicht erschlagen, es sind ihm nur die Klauen gestutzt. Er würgt und tobt mit unveränderter Wut. Alle die polizeilichen Hilfstruppen, die seit Plehows Zeiten unter dem Abschau der Stawras angeordnet sind durch Gendarmen und Spitzel, die „Schwarzen Banden“ sind bewaffnet losgelassen als Hilfstruppen der vertierten Kosaken auf die Revolutionäre in den meisten russischen Städten, wie im Kaukasus die Tataren beworfen wurden gegen die Armenier, wie die unaufgeklärte Stadtbevölkerung auf die Juden gehetzt wird. Das staatliche Zwangssystem bricht zusammen unter Kämpfen und Weiden, und eine neue Ordnung der Dinge, aufgebaut auf der Selbstverwaltung des Volkes, baut sich auf gegen die alte Gewalt herrschaft der Zarenscherger als organisatorische Frucht der revolutionären Kämpfe.

So steht also die Sache jetzt im russischen Reiche: Der Absolutismus hat abgedankt, aber die reaktionären Machthaber, die Hofamarrilla mitsamt den blutsaugerischen Beamten und Generalen, sie alle suchen die Macht in den Händen zu behalten unter anderer Form, sei es auch unter der Form des Scheinkonstitutionalismus. Diesen weit gefährlicheren Kampf, gefährlicher, weil er in seinem Wesen nicht so klar erkennbar ist und deshalb manche lauen Freunde zu unseren Feinden macht, hat die revolutionäre Bewegung in Rußland nunmehr durchzukämpfen. Vielstimmig hallt ihr auch jetzt aus Deutschland zu: Glückauf!

Schon zeigt es sich auch wieder, daß eine große Revolutionsbewegung in einem Lande Europas sich nicht bannen läßt in dessen Grenzen. Dort, wo der Scheinkonstitutionalismus dem Zarismus verwandte Formen zeigt, wo nationale wie soziale Wirren seit Jahrzehnten die Staatsautorität untergraben haben, in Osterreich, wetterleuchtet es nicht bloß mehr, das Gewitter ist schon ausgebrochen, und eingeschlagen hat es in Wien, in Prag.

Angefeuert durch die Folgen der russischen Revolution, hat sich die österreichische Sozialdemokratie mit Begeisterung hineingestürzt in einen Kampf um das allgemeine Wahlrecht. Ein paar gewaltige Massendemonstrationen in Wien und Prag, ein paar Zusammenstöße mit der brutalen Polizei haben genügt, die reife Frucht von dem Baume zu schütteln. Wie in Ungarn das Kabinett Fejervary, hat auch in der anderen Reichshälfte, in Osterreich, das Ministerium Gautsch erklärt, daß es bereit ist zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Das sind zwar zunächst nur leere Versprechungen. Aber das österreichische Proletariat ist geschult genug, um Ministerworten nicht zu trauen. Es weiß, daß es nur das erhalten wird, was es stets bereit ist, sich zu erringen mit Einsetzung aller seiner Kraft.

Und Deutschland? — schläft nach wie vor in sicherer Hut von einigen zwanzig Monarchen.

G. L.

Gewerkschaftliche Rundschau.

Bürgerliche Philisterei wird die deutschen Textilarbeiter und -arbeiterinnen bald als unerfüllliche Räucherfatale hinzustellen belieben. Fortwährend sind dieselben gezwungen, große Kämpfe zu führen, um ihre Lebenslage ein wenig zu heben. Die Löhne der Textilarbeiter-

schaft hinken weit hinter denen in anderen Gewerben nach. Trotzdem sträuben sich die Textilbarone, die Berechtigung des Strebens nach besseren Lohnbedingungen anzuerkennen. Es soll als die böse Frucht böser „Aufwiegelei“ hingestellt werden. Zur rechten Zeit für die Herren hat sich eine Untersuchung über die Löhne in der Textilindustrie seitens des Handelskammer-Syndikus von M. Glabbe eingeleitet. Sie soll das den deutschen Philistern und Scharfmachern erschreckende Resultat ergeben, daß die Löhne in der Textilindustrie seit 1880, in 24 Jahren also, um 18 bis 34 Prozent gestiegen sind. In dieser langen Periode, in die ein gewaltiges Aufblühen der deutschen Industrie fällt, sind gewiß die Unternehmergewinne um einen weit beträchtlicheren Prozentsatz gestiegen als die Arbeiterlöhne — blieben doch für die Lohnsklaven des Textilkapitals wegen ihrer schwachen Organisationen nur die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Aber trotz abgehoben, muß ein Hervorgehoben werden. Die Preise für Lebensmittel und Wohnraum sind in diesen Jahren ganz gewaltig in die Höhe gegangen. Ubrigens dürfen unsere Leserinnen nicht etwa meinen, die Untersuchung des Herrn Syndikus habe ergeben, daß die Textilarbeiter etwa Dreifachverdienende seien. Es sei ihnen verraten, daß die Jahreseinkommen zwischen 609 bis 734 Mark betragen! Jeder Kommentar zu diesen Zahlen ist überflüssig. Bemerkte sei nur noch, daß die Rechnung des Herrn Syndikus nicht einmal stimmt, was nachzuweisen hier zu weit führen würde. Den Textilarbeitern muß die Entdeckung des fleißigen Herrn ein Ansporn sein, durch Stärkung ihrer Organisation dahin zu wirken, daß eine spätere Rechnung nicht wieder ein solch erschreckendes Bild des Elends und der niedrigen Entlohnung gibt, wie es uns aus den vorliegenden Zahlen angrinst.

Außer dem großen Kampfe der Textilarbeiter in Sachsen-Thüringen, über den an anderer Stelle des Blattes berichtet wird, ist derjenige der Berliner Wäscharbeiterinnen an erster Stelle unter den Bewegungen zu rubrizieren, an denen Arbeiterinnen hervorragend beteiligt sind. Anfänglich schien es, als ob die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen durch einen friedlichen Vergleich verbessert werden sollten; doch es kam anders. Zwar hatten bei den Beratungen einer Kommission der Arbeitgeber und Arbeitnehmer die ersten einige winzige Zugeständnisse gemacht, die der Verbandsvorsitzende der Arbeiter- und Arbeiterinnenversammlung zur Annahme empfahl. Die überaus stark besuchte Versammlung verwarf jedoch in geheimer Abstimmung mit 1879 gegen 38 Stimmen den Vorschlag und beschloß die Arbeitsniederlegung. Darauf traten über 10000 Arbeiterinnen (Näherinnen, Plätterinnen, Wäscherinnen, auch viele Heimarbeiterinnen) und etwa 350 Zuschneider in den Ausstand. Einige Firmen bewilligten. Um den Unternehmern ein Nachgeben zu erleichtern, setzte die Lohnkommission der Arbeiter die Forderung der Lohnerhöhung von 15 auf 10 Prozent herab. Doch auch zu dieser Aufbesserung wollten sich die Fabrikanten nicht verstehen. Der Streik drohte einen gewaltigen Umfang anzunehmen, da die Arbeiterinnen der Damen- und Regligewäschbranche und der Warenhäuser mit einbezogen werden sollten. Wäre es geschehen, so würden etwa 20000 Arbeiterinnen im Kampfe gestanden haben, ein ganzes Heer der Ausgebeuteten. Verhandlungen vor dem Einigungsamt des Berliner Gewerbegerichts führten zu keiner Verständigung. Das Einigungsamt fällt nun einen Schiedsspruch, der den Streikenden folgende Zugeständnisse machte: sechsprozentige Lohnerhöhung für Fabrik- wie Heimarbeiter, achtstündige Arbeitszeit für Zuschneider, neunehnhalfstündige für Arbeiterinnen, Abgabe von Garn und Nadeln zum Selbstkostenpreis an die Arbeiterinnen, Einsetzung einer Schlichtungskommission und Ausarbeitung von Tarifen. Nach langen Beratungen stimmten schließlich die Streikenden diesem Vermittlungsvorschlag zu und nahmen die Arbeit wieder auf. Mut, Entschlossenheit und Einigkeit haben errungen, was an Zugeständnissen durchgesetzt worden ist. Nähernd muß besonders die Haltung der Arbeiterinnen erwähnt werden. Sie gingen in den Kampf mit großer Begeisterung, die auch nicht gedämpft, sondern noch mehr entfacht wurde durch die überaus starken Aufgebote von Polizisten, die die Versammlungen und bestreikten Werkstätten „schützten“. Gewiß, das Ergebnis des Kampfes kann nicht volle, ungetrübte Befriedigung hervorrufen. Die Lohnzulage ist winzig, und die festgesetzte Arbeitszeit von neunehnhalf Stunden für Arbeiterinnen — besonders in Parallele gestellt zu der achtstündigen der Zuschneider — berücksichtigt die Interessen der Arbeiterinnen ganz ungenügend. Jedoch in Anbetracht der leider immer noch äußerst schwachen Organisation der Arbeiterinnen der großen Industrie darf der Erfolg nicht unterschätzt werden. Die Arbeiterinnen selbst tragen die Hauptschuld daran, daß ihre Arbeitsbedingungen so elende sind. In ganz geringer Zahl nur gehören sie ihrer Gewerkschaft an. Hoffentlich hat der letzte Kampf ihnen die Augen für ihr Interesse und ihre Pflicht geöffnet, so daß sie in Menge der Organisation beitreten, um in ihr Kraft und Stärke zu finden. Tun sie das, so werden sie sich bei künftigen Kämpfen nicht wieder mit mageren Zugeständnissen abspießen lassen müssen. — In Bielefeld kam es ebenfalls zu einem Ausstand in einer größeren Wäschefabrik, über dessen Abschluß wir zurzeit jedoch Näheres noch nicht erfahren konnten. #

zentren hat die Unternehmerwillkür brutal gegen 20000 Weber und Weberinnen auf Pflaster geworfen. Und die Zahl der Ausgesperrten wird auf 40000 steigen, wenn die organisierten Färbereibesitzer ihre Drohung wahr machen und ihre Betriebe ebenfalls schließen. Ein Kampf zwischen Arbeit und Kapital ist in der deutschen Textilindustrie entsetzt, wie er sie noch nie erschüttert hat. Er ist ein Kapitel aus der Lebensgeschichte des sächsisch-thüringischen Textilproletariats, das seit dem Jahre 1890 um bessere Entlohnung und kürzere Arbeitszeit ringt. Was es bis jetzt in dieser Beziehung erreicht hat, das ist höchst ungenügend. Das beweisen die von der Greizer Fabrikinspektion ermittelten Durchschnittslöhne von 11 bis 12 Mk. Zahlreiche Bezirks- und Ortskonferenzen der organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen hatten nun einen neuen Lohnarif ausgearbeitet, der eine Lohnerhöhung von circa 25 Prozent und die Garantie eines Mindestwochenlohnes von 18 Mk. bei zehnstündiger Arbeitszeit vorsah. Am 15. Januar 1905 wurde dieser Tarif den Unternehmern vorgelegt, und am 1. Oktober sollte er in Kraft treten. Den Unternehmern war also neun Monate Zeit gelassen, um sich bei Festsetzung ihrer Warenpreise auf die neuen Löhne einzurichten. Ende Juli kamen die organisierten Schloßjunker ihrerseits mit einem Tarif heraus, lehnten es aber aus purer „Arbeiterfreundlichkeit“ ab, den Verband der deutschen Textilarbeiter zu den Verhandlungen über ihn hinzuzuziehen. Ihr Tarif war ein Zwitter von ganz winzigen Zugeständnissen an die Forderungen der Arbeiter und von Verschlechterungen der jetzigen Arbeitsbedingungen. Den Greizer Webern und Weberinnen zum Beispiel hätte er eine Lohnerhöhung von kaum 5 Prozent gebracht, anderen sogar den jetzigen Verdienst gestürzt. Sehr wichtige Forderungen der Arbeiter wurden grundsätzlich abgelehnt. So die Garantie eines Mindestlohnes, die Schaffung einer Tarifkommission unter unparteiischem Vorsitz usw. Geradezu hinterlistig war die Bestimmung, daß wohl der zehnstündige Arbeitstag ausschließlich der Pausen gelten sollte, daß aber die Kraftmaschinen während derselben weiterlaufen würden. Es bedeutet das Gelegenheit für „gutgesinnte“ Arbeiter und Arbeiterinnen, auch die Pausen durchzuarbeiten, einen Kniff, Uneinigkeit in die Reihen der Ausgebeuteten zu tragen. Für den Fall, daß der Tarif von den Arbeitern nicht anerkannt würde, drohte die Unternehmerorganisation von vornherein mit der Zurückziehung aller Zugeständnisse. Das Verhalten der Textilbarone entfachte die Unzufriedenheit der Weber und Weberinnen zu kammerer Entrüstung. „So kann es nicht weiter geben“, das war die Stimmung, die sich aller bemächtigte. Es kam zu dem bereits gemeldeten Streik bei vier Greizer Firmen, auf welchen die Massenauflösung folgte. Der Unternehmerverband geht mit aller Brutalität und Tücke vor, deren ein Scharfmacherkniffel fähig ist. Bis jetzt haben sich jedoch die Weber und Weberinnen weder einschüchtern noch verlocken lassen, ihre Forderungen aufzugeben. Die programmgemäß erfolgte Wiedereröffnung der Betriebe an bestimmten Tagen hat nur ganz wenig Arbeitswillige angezogen. Die Unternehmer sehen da wie die betäubten Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen sind. Trotzdem weisen sie hochmütig alle Verhandlungen ab, wie sie zum Beispiel von der Gewerbeinspektion unter unparteiischem Vorsitz vorgeschlagen worden sind. Die kämpfenden Arbeiter dagegen haben sich dazu bereit erklärt. Die schofelste Rolle in dem entbrannten Kampfe spielt der Vorstand des christlichen Arbeitervereins von Greiz. Er fällt den Kämpfenden in den Rücken, indem er die Arbeiter auffordert, ihre Beschäftigung zu dem Unternehmertarif wieder aufzunehmen. Die Haltung der kämpfenden Arbeiter und Arbeiterinnen ist überall eine vorzügliche. Wie bei früheren Bewegungen der Textilarbeiter, so zeichnen sich auch diesmal wieder die Frauen und Mädchen durch ihr solidarisches, mutvolles Verhalten aus. Die Ausgesperrten sind entschlossen, ruhig, aber fest für das Arbeiterrecht gegen die Geldsackgewalt einzustehen. Die Proftigler der Herren Fabrikanten hat gerade die Textilarbeitererschaft so an das Hungern und Entbehren gewöhnt, daß die Wunden des Kampfes sie nicht erschrecken. Daß die Webereibesitzer für die nächste Zeit große Diebungen haben, ist den Kämpfenden günstig. Hoffentlich gelingt es ihnen, den Widerstand der Prohen zu brechen, der sich über die bescheidenen Forderungen der Arbeiter hinaus vor allem gegen deren Organisation richtet. Möchte der Sieg auf die Seite fallen, wo das Recht zu finden ist!

Sozialistische Frauenbewegung im Ausland.

Am Gesamtparteitag der Sozialdemokratie in Osterreich, der kürzlich getagt hat, nahmen zwölf Genossinnen teil, acht Deutsche, drei Tschechinnen und eine Polin. Der Parteitag bedeutet die Eröffnung eines Kampfes ums Wahlrecht, den das Proletariat ohne Unterschied der Nationalität mit aller Energie und allen Mitteln führen will. Als vorzüglichstes Mittel im Kampfe um das Wahlrecht hat der Parteitag den Massenstreik empfohlen. Der betreffende Beschluß wurde ohne Debatten angenommen, nachdem die Vertreter der wichtigsten organisierten Arbeitergruppen Erklärungen für den Massenstreik abgegeben hatten. Im Namen der sozialdemokratischen Frauen erklärten sich Genossin Popp in deutscher und Genossin Mach in tschechischer Sprache unter lebhaftem Beifall für den Massenstreik.

Zur Beachtung! Raummangels halber mußten zurückbleiben Beiträge über „Jugend und Sozialismus“, „Nachwort zu den Verbandstagen der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen“ und eine Reihe von Berichten. Die Genossinnen werden dringend gebeten, sich bei ihren Berichten möglichst der Kürze zu befleißigen.

Notizenteil.

Der Kampf in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie.

Der Riesenkampf in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie ist nun zur Tatsache geworden. In Gera, Greiz, Reichenbach i. V., Reichenbach, Rylau, Glauchau, Meerane und anderen sächsischen und thüringischen Textil-

Revolution.

(Rußland 1905.)

Von Otto Krille.*

In der Tiefe lodert die Glut,
Sklavisch von steinernen Schergen bewacht.
Bild pocht der Erde feuriges Blut
An den herrschergewaltigen Schacht.
Alles, was in der Tiefe rollt,
Lava, Schlamm und funkelndes Gold,
Sehnt sich nach Himmel und Sonne.

Da auf den Bergen schmilzt der Schnee,
Und die große Sehnsucht naht.
Nieder der Erde drückendes Weh
Reißt der Lawine befreiende Tat.
Gipfelfühne Diebe des Glücks
Hüllt sie ein in des grausen Geschicks
Weithin donnernde Würfel.

Und in die Tiefe schießt ein Strahl,
Der sich brausend dem Feuer vermengt.
Nasend von hoffender Knechtschaft Qual
Hat es der Freiheit Pfad gesprengt.
Von gigantisch gesteigerter Kraft
Fallen die felsigen Fesseln der Haft,
Und über die toten Trümmer zieht
Jubelnd der Urwelt siegreiches Lied.

Durch der Natur gewaltiges Reich
Sehen wir, Revolution, dich gehn,
Unter den Bölkern herrschergleich
Deine gewaltige Schönheit erstehn.
Freiheit dein Atem, Gericht dein Wort,
Schreitest du über den Erdball fort,
Ewig der Knechtschaft Schrecken.

Irrlichter.

Von Uda Christen.

(Fortsetzung.)

Die jungen Studenten traten herausfordernd zu dem Lehnhuhl des Hausherrn, Hans richtete sich hastig auf, setzte sich aber wieder, betrachtete seine Nägel der Reihe nach mit einer Art gewissenhaften Nachdenkens und sagte endlich, jedes Wort betonend, mit kaltem Ernst:

„Du bist jäh, nimm das Wort zurück . . . Ich dulde nie, daß in meiner Gegenwart ein Weib beleidigt wird, sei dieses Weib, was es wolle . . . Diese aber mochte ich nicht schämen, weil sie eine Heuchlerin ist nach dem, was ich von ihr hörte.“ Ein Würfchen mit einem nichts sagenden Gesicht kicherte boshaft. Friedel hörte es nicht, sein ganzes Wesen sog die Worte des leidenschaftslosen Sprechers ein.

„Willst du also dein Wort zurücknehmen, oder willst du mich von dem Gegenteil dessen, was so viele behaupten, überzeugen?“

„Das will ich!“
„Womit?“ fragte Hans ruhig und bestimmt.
„Damit, daß ich dir sage,“ erwiderte Friedel hastig, aber sein blühendes Gesicht wurde fahl, er ließ seine Uhr in die Tasche gleiten, zerrte an seiner Halsbinde, „sage,“ ein leuchtender Laut rang sich aus seiner Brust . . . „sage, daß ich jahrelang in dem Hause dieses Weibes lebe . . . daß ihr Mann mein einziger wahrhaftiger Freund war . . . daß sie für mich sorgte wie eine Mutter für ihr Kind, daß ich durch sie bin, was ich bin, daß ich sie genau kenne und weiß, was sie tut und läßt, und daß ich jedem jederzeit für sie einstehe . . .“

Der breitschulterige starke Mann taumelte, griff nach einer Stuhllehne, hielt den Atem an, grüßte, bedäuft mit dem Kopfe nickend, und schritt wie ein Geschlagener schwerfällig aus der Stube.

Einer der Studenten schloß das rechte Auge, blinzelte mit dem anderen schlau nach der Türe und höhnte boshaft-nachahmend:

„Wie eine Mutter für ihr Kind!“ . . .

Hans faßte den Spötter an der Schulter und rüttelte ihn, daß er mit aufgesperremter Munde stehen blieb.
„Spotte nicht,“ grollte er, „der Mann hat uns eine so demütigende Weichte abgelegt, daß ich lieber den „Lügner“ hingenommen hätte, als ihn zu diesem Geständnis gezwungen. An all diesem Glend trägt auch jener polnische Schuft die Schuld. Hütet euch, daß ihr nicht solchen Kerlen in die Hände kommt, ich habe teures Lehrgeld bezahlt — aber nicht so teures wie der arme prächtige Friedel. Schweigt wie Männer über diese Geschichte und laßt mich jetzt allein — bitte — es war doch noch ein wenig zu viel für mich.“

Friedel schleppte sich durch Straßen und Gassen; er trug den Hut in der Hand, denn sein Kopf glühte, und ein schmerzender Gedanke jagte den anderen. Vergeblich suchte er sich damit zu beruhigen, daß er seine Schuld an Lore längst bei Heller und Pfennig bezahlt hatte! . . . War er ihr denn nur Geld schuldig? O, diese qualvolle Beschämung, die ihn ansiel wie ein plötzlicher Faustschlag, als er für sie eintreten mußte, für sie, die Geschmähte . . . Und wenn sie die Wahrheit sagten, so hat sie alle die Schmach auch für ihn getragen, so hat er teilgenommen einst an ihrer Schande! . . .

„Ich ah ihr Brot!“
Er lenkte die Schritte seiner Wohnung zu, ramte aber wieder einen anderen Weg; er konnte nicht heimkehren, er wollte erst ruhig werden, die qualenden Empfindungen betäuben und dann mit diesem unglücklichen Weibe reden.

Nur im Sonnenlicht mochte er ihr nicht begegnen nach diesem Auftritt, er mochte ihr bei dem, was er sie zu fragen hatte, nicht in die Augen sehen, in die geschmähten zürnenden Augen . . . Ein dunkles Gefühl zukünftiger Vereinsamung kam mit schwerer Trauer über ihn; er lehnte an einem Brückengeländer, schaute auf das dahinschießende Wasser und wußte nicht, wie er zu dem Flusse gekommen war; er trocknete sich immer wieder die Stirne und sann nach, warum er ihre Augen so ganz und gar vergessen habe . . .

„Der springt vielleicht ins Wasser,“ sagte ein kleines zerlumptes, rotbackiges Mädel zu einem schmutzigen Buben, der erst Näder schlug und dann rittlings über das Brückengeländer rutschte.

„Der? Fällt dem gar nicht ein, hat eine goldene Kette anhängen . . .“ schrie der Bube, streckte die Zunge heraus und schlug wieder Näder bis an das andere Ende der Brücke.

Friedel sah und hörte die Kinder, und etwas in den Augen des Mädchens erinnerte ihn wieder an die anderen brennenden Augen.

„Ihre Augen waren es doch, die auch mich damals so toll machten, daß ich ihr den albernsten Brief schrieb, von dem sie nie, nie wieder sprach. Alles vergessen . . . warum? Bin ich denn blind gewesen die Jahre hindurch, daß ich weder ihre Schönheit noch ihre Schande gesehen?“ . . .

Der qualvolle Tag ging zu Ende. Seine Seele erfüllt von Grimm und Zweifel, lenkte er die Schritte heimwärts und stand mit einem Male voll fieberischer Erregung in der kleinen Stube . . . Der Abendwind bewegte geräuschlos die weißen Vorhänge an dem offenen Fenster hin und her, und sie saß dort und weinte still. Ihre schlanke Gestalt hob sich schwarz und scharf von dem gelben Dämmerlicht draußen ab, so daß er jedes widerpenstige Härchen sehen konnte, das im Winde zitterte . . . Der vorgebeugte seine Kopf, die schlaff niederfallenden Arme, der ganze nachgiebige Leib, alles war so zerbrochen, so hilflos, so schuhbedürftig und rein; alles Strafe und Herbe ihres Wesens schien von ihr abgefallen, hinweggeschwemmt von den großen Tropfen, die langsam über ihre blaffen Wangen flossen . . . Und je länger er hinschaute auf die einsame, hilflose Gestalt, desto klarer und ruhiger wurde es in seiner Seele, der Grimm und die Zweifel schwanden, und ein unendlich tiefes menschliches Mitleid zog durch sein Herz . . .

„Lore!“
Rasch wandte sie sich um und hob ihren Arm hastig gegen die Decke empor.

„Droben auf dem Dachboden im allerfinstern Winkel liegt der Tabakforn, und meine zwei Hände sollen mir abfallen, wenn ich ihn noch einmal berühre — verhungern eher, als noch einmal so vor Ihnen dastehen wie heute — so — wissen Sie?“

„Nicht vor mir, Lore, ich kenne Sie — ich will Sie aber bitten, daß Sie das Auswärtslaufen, dieses armselige Tabakverkaufen aufgeben, um der anderen Leute willen,“ sagte er beruhigend.

Was ihr die anderen Leute seien? Ob die anderen Leute für ihren gelähmten Mann gesorgt hätten oder sie — sie ganz allein?! Ob die Leute Arzt, Apotheke oder auch nur das Begräbnis bezahlt hätten? — Ob bei ihr sogar Mähe, Sorge und Entbehrung von Kindesjahren her zum Unrecht würden, bei ihr, die all ihr Lebtag ein braves Weib gewesen sei, das sich wie ein Lasttier um jeden Bissen Brot abgeplagt habe. Ihr alter kranker Mann sei der einzige Mensch gewesen, der sie lie . . .

Schluchzend und erschreckt unterbrach sie ihre trohigen fragenden Reden, rang die Hände, biß die Zähne übereinander, stellte sich vor Friedel hin und schaute mit weitgeöffneten Augen zu ihm auf. Beschämt ließ er die Lider sinken . . . Sie schüttelte befremdet den Kopf, wartete einen Augenblick, stieß ihn dann mit der flachen Hand vor die Brust, trat rasch zurück und sagte mit unsicherer Stimme:

„Daß Sie aber geglaubt haben, was vielleicht die „anderen Leute“ glauben, das weiß ich jetzt erst, und das kann Ihnen unser Herrgott nicht verzeihen.“

Er wollte reden, aber schon war sie von ihm weg und hinausgehuscht, er griff ihr mit den Händen nach, als ob er sie noch erfassen könnte, aber er rührte sich dabei nicht von dem Flecke, auf welchem er stand. Siedend heiß rann es durch seine Adern, aus allen dunklen Ecken der Stube meinte er die feuchten zürnenden Augen leuchten zu sehen, er rief den Namen der Entflohenen mit ungefüher Jählichkeit, aber es regte sich nichts in dem Gemach, es wurde immer stiller . . . nur aus geheimnisvoller Entfernung drang das ersterbende Geräusch der Stadt zu ihm, und seine Uhr tickte leise und erzählte flüsternd-geschwähig:

„Er lügt . . . Er lügt . . . Er lügt . . .“

Von jenem Abend an sah Friedel erst, wie blühend schön Lore geworden war, seit sie nimmer an dem Lager ihres kranken Mannes wachte, nur für sich allein zu sorgen hatte und nimmer atemlos die halben Tage treppauf treppab laufen mußte.

Zuweilen warf er die Feder hin, wenn er schrieb, oder das Buch, in welchem er las, denn aus dem weißen Papier schaute statt der Buchstaben das braune traurige Gesicht der schönen Frau zu ihm hinauf. Lore arbeitete still in ihrer Wirtschaft weiter, und es dankte ihr, daß kaum ein Mensch auf der Welt mehr an sie dachte. Sie wußte nicht, daß ein Paar neugierige blaue Augen, so oft es anging, die ihren suchten und ihr so lange überall nachblickten, bis allmählich auch der hinter ihr her lief, dem die Augen an gehörten. Der sah aber so schmutz und vornehm aus, daß es die Lore kaum glauben mochte, als in einer Zwielftstunde seine Lippen auf den ihren brannten und als er ihr sagte, daß er sie jetzt viel viel lieber hätte als damals, wo er ihr den albern-kecken Brief geschrieben.

Lore dachte seit Jahren nicht mehr daran, daß sie Friedel einst aus der wüsten Stube des Polen geholt und für ihn getan hatte, was sie vermochte. Wie er aber jetzt so vor ihr stand, war ihr zu Mut, als sei er nie etwas anderes gewesen als der reiche Bürgersohn, der verhätschelte Liebling seiner Mutter, der lebensfreudige Mann. Es flog ihr so durch den Sinn, warum er sie lieb hätte, sie, die nur das arme Kind, das unwissende Weib eines Arbeiters war, sie, die alle ihre Tage nicht so hoch hinaus wollte . . . Und nun kam ihr seine Liebe wie vom Himmel herabgefallen, und wie sie seine sehnsüchtigen Worte hörte, da wußte sie auch mit einem Male, warum es ihr so bitter weh getan hatte, als sie meinte, er dachte Ables von ihr. Sie wußte jetzt, warum sie seit jenem Abend nicht mit ihm reden konnte, ohne daß ihr war, als ob sie einer schweren Krankheit entgegenginge.

„Lore, willst du die Meine sein?“ flüsterte ihr eine heiße Stimme zu.

Sie hielt ihr Tüchlein über der Brust verwirrt zusammen, als ob sie ihr Herz damit zuhalten konnte, und nur in ihren treuen Augen lag die überfelige Antwort auf seine glühenden Fragen . . . Er schaute aber nicht in diese großen wahrhaftigen Sterne, er hielt nur das Weib in seinen Armen fest.

Es mochte ein sonderbares Glück sein, das den lebenslustigen Friedel so verändern konnte, seit er die braune Lore zum erstenmal geküßt hatte. Er sah ihr noch immer nach, wenn sie durch die Stube schritt; er suchte noch immer ihre schönen Augen zu sehen, aber sein Blick hatte etwas Lauern-des, seine Lippen zuckten schmerzhaft-zornig, wenn er sie küßte, und ein grimmiger Zug entstellte sein Gesicht, wenn sie ihm ein liebes Wort sagte. Ofters faßte er spielend ihre Hände, schob alle seine Finger durch die ihren und drückte die Flächen nach rückwärts, daß ihre Handgelenke knackten, alle Glieder nachgaben und sie endlich nach vergeblichem lachendem Widerstreben vor ihm auf die Knie fallen mußte. Wenn er sich dann jäh über sie beugte und ihr starr in die Augen blickte, sagte sie erschauern: „Friedel, du schaust mich an, als ob ich dir etwas Schlimmes getan hätte.“

„Ich will nur wissen, ob meine Uhr lügt oder —“
Mit einem matten Lächeln zog er sie wieder von der Diele auf, schaute zerstreut auf ihre groben Hände, schob sie sanft von sich und nahm hastig, wie wenn er die Gedanken fortreiben wollte, ein Buch aus dem Schranke . . .

Nach etwa einem Jahre kam ein krauslöpfiger blonder Bube auf die Welt, und da wurde es nun mit einem Schlage wieder ganz hell und klar in der Seele des jungen Vaters. Er sprang deckenhoch in seinem ersten Freudentaumel und redete in einer geheimnisvollen fremdartigen Sprache zu dem kleinen Geschöpf, das ihn schier verliehen mochte, denn es riß die Augen weit auf . . . und der Vater jubelte, denn aus dem hochroten faustgroßen Gesichtlein guckten seine eigenen blauen Augen heraus. Lore rief den seelenvergnügten Friedel manchmal zu ihrem Lager, nahm seine Hand und bat ihn treuherzig, er möge mit ihr und dem Kinde in eine andere Vorstadt ziehen, sie fürchte sich vor dem Gerede der Leute, sie hätte viel zu erdulden gehabt in der letzten Zeit, es sei ein Schimpfen und Zischeln gewesen, wo sie sich nur zeigte.

„Ei was da, sie sollen schimpfen und zischeln,“ trohte Friedel lech, „unseren blonden Buben zischeln sie uns doch nimmer weg, und einmal werden sie schon still sein, die Philister.“

Sie schwiegen nun freilich nicht so schnell, wie der obenhin denkende Vater meinte, sie schwanken und schlugen die Hände zusammen, als ob das kleine Kind die ganze ehrsame Bürgerschaft um ihr Ansehen gebracht hätte, und nach Monaten mußte auch Friedel an den Einfluß seines Söhnchens glauben, denn er wurde erst in einem, im Laufe des Jahres aber dann in all den Häusern ausbezahlt, wo es heiratfähige Töchter gab. Friedel spottete über die Engherzigkeit, denn es blieb ihm genug über, um für Mutter und Kind zu sorgen, aber es ging ihm nahe, wenn sie unten in der Brauschkstube ihre plumpen Spässe machten, oder wenn es zufällig mäusehinstill wurde, sobald er sich an einen Tisch setzte, wo junge Mädchen mit Vater und Mutter saßen . . .

Nur der Bäckermeister sprach einmal ganz laut seine Meinung über die Geschichte aus, so laut, daß es Friedel bis in die zweite Schenkstube, wo er saß, hinüberhören konnte. Der Bäcker redete wie ein echter Lebemann, und als ihn die Junstgenossen verwundert anstierten, wurde er in seiner Berlegenheit beinahe frivol.

„Pah!“ pustete er und lachte leichtfertig, „was ist es denn weiter? Ist er nicht ledig und frei? Er mietet eine andere Stube, bezahlt der Lore seine Rechnung — und geht — geht — sag' ich!“

Der Krauskopf drinnen klappte die Hand zusammen und lauschte mit herabgezogenen Mundwinkeln:

„De!? Waren wir nicht auch einmal jung? jung und fidel? — Solche Bögel wie der,“ er wies mit kollerndem Lachen verschmüht hinein, „geben unter den Augen eines erfahrenen Schwiegervaters oft die besten Gemannen.“

Drinnen fiel eine schwere Faust auf die blanke Tischplatte. „Na“ . . . brummt der Brauer und schaute im Vorbeigehen nach dem einsamen Becher, der sich eben erhob. Langsam ging Friedel an dem Stammgastisch vorbei, zog höflich den Hut, grüßte zum erstenmal den Bäcker mit einer lustigen Vertraulichkeit und schlenderte hinaus. Vor der Türe stieß er an die blonde Hanne, die dunkelrot wurde und unschlüssig vor ihm stand. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Hr. Clara Griffin (Jundel), Wilhelmshöhe Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.

* „Aus Welt und Einsamkeit“. Gedichte von Otto Krille. Berlin 1906. Johann Sassenbach.